

Freitag 7.8.2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

32 4001 Basel

T 061 561 61 61

5-



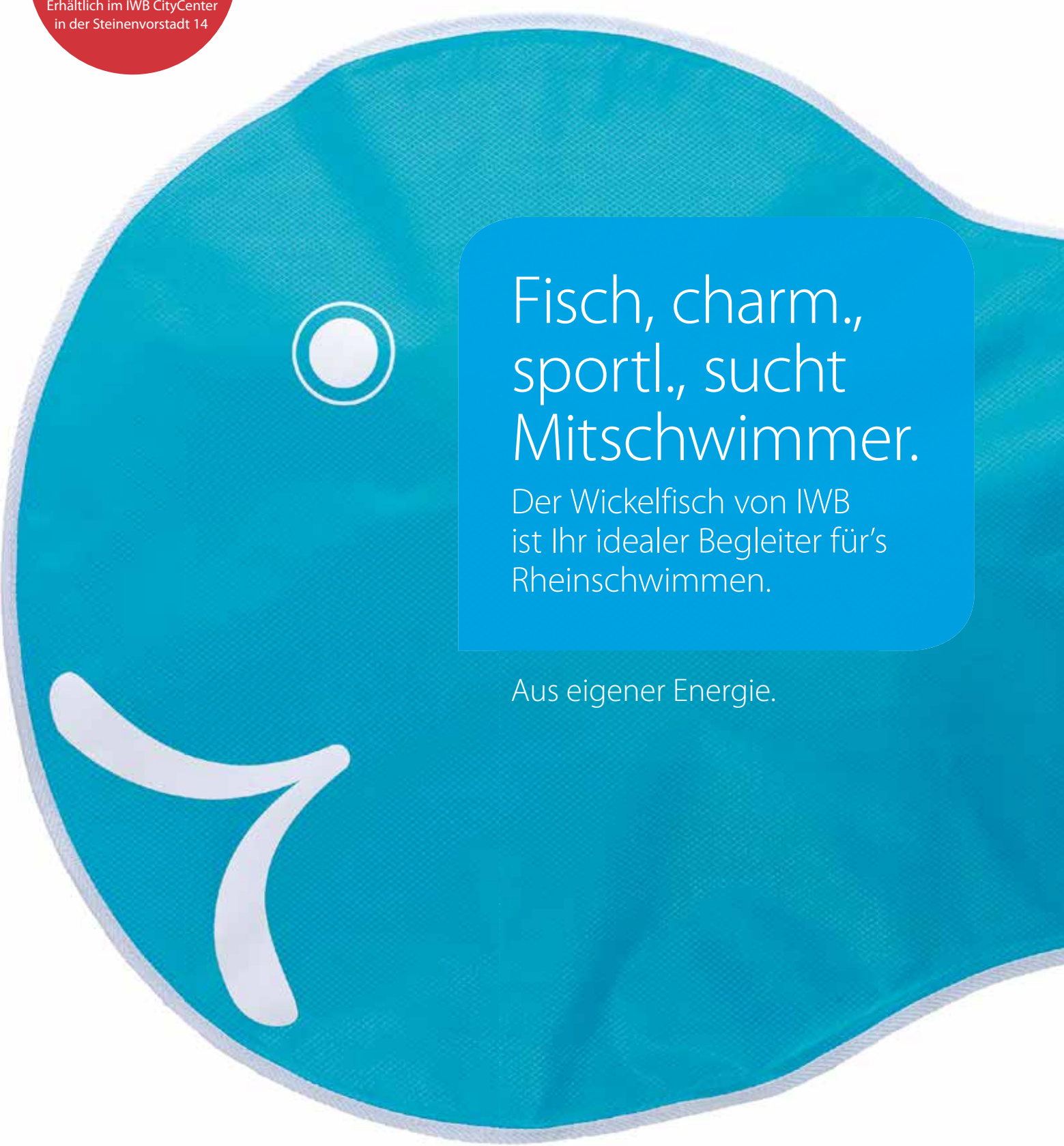
9 772235 224407

MACH DICH FREI

Stadtleben

**Fit vor Publikum: Freizeitsportler
erobern den öffentlichen Raum.**

Seite
6



Nur
23 CHF

Erhältlich im IWB CityCenter
in der Steinvorstadt 14

Fisch, charm.,
sportl., sucht
Mitschwimmer.

Der Wickelfisch von IWB
ist Ihr idealer Begleiter für's
Rheinschwimmen.

Aus eigener Energie.

iwb

INHALT

3

Beat Aeberhard

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



«Wir werden gefordert sein»: Der neue Basler Kantonsbaumeister wohnt bald im Neubad und will der Spektakelarchitektur den Boden entziehen.

Seite
26

Landwirtschaft

FOTO: KEYSTONE



Georg Kreis über Buure-Zmorge und Extrawürste für Bauern.

Seite
24

Skateboards

FOTO: RAPHAEL ERHART



Schweizer Bretter prägten die Strassen. Bis sie die Konkurrenz überholte.

Seite
35

Speaker's Corner

Die Gewerkschaft von heute: Hanspeter Gysin über die Kluft zwischen Basis und Kader.

Seite
19

Jodelduo aus Kleinbasel S. 4
Bestattungen S. 22
Kulturflash S. 41
Sie, er, es S. 43
Impressum S. 43
Kultwerk S. 44
Wochenendlich S. 45
Zeitmaschine S. 46

ANZEIGE

FENSTERABDICHTUNG
Montage: vor Ort im Montagewagen
• energiesparend (ca. 25%)
• lärmdämmend (ca. 50%)
• umweltschonend
• kostenbewusst
Wir sind spezialisiert...
+1
Reissen Sie Ihre Fenster nicht heraus, wir sanieren sie!
F+T Fensterabdichtung GmbH
Eptingerstr. 48, 4132 Muttenz
Tel. 061 763 04 70
www.fensterabdichtung.ch



Andreas Schwald
Stv. Redaktionsleiter

Der Körper ist das Kapital

Keuchen, schwitzen, pumpen, dehnen. Der Mensch trimmt sich, und die Stadt ist sein Fitnessstudio. Der Asphalt ist das Laufband, die Elektronik der Coach, der in der Pulsuhr sitzt, und via App die Laufstrecke einer Community zugänglich macht. Der Körper ist das Kapital.

Denn wer schamlos keucht, schwitzt, pumpt und dehnt, der scheut auch nicht die Öffentlichkeit. Yoga im Rhybadhüsli, Muskelpumper neben der Dreirosenbrücke, Läufer ohnehin: Sich die Freiheit der Bewegung zu nehmen, heisst auch, sich auszustellen. In enger Yogahose am Rhein oder am Freilufttreck mit prononciertem Bi-, Tri- und Quadrizeps unter bewundernden Blicken eines vorwiegend weiblichen Publikums.

Es ist ein Körperkult zwischen dem Drang, sich den Raum zu eigen zu machen, sich auch in der Öffentlichkeit durchzustrecken, und dem Zwang, dem Diktat des Trainings Folge zu leisten, bevor der Aufbau wieder zerfällt. Ein Körperkult zwischen der Anbetung des Gefässes seiner Seele und der Angst vor dem Verlust der Vitalität.

So bleibt neben Wohlgefühl der visuelle Reiz, die Frucht lustvoll-schmerzhafter Arbeit. Der Arbeit, die den Tempel dieser zwischen Krautknoten und Bürolift verloren geglaubten Körperlichkeit auf Vordermann bringt.

Gesunder Geist in einem gesunden Körper, schrieb der alte Juvenal, und wenn in einer Überflussgesellschaft alles an Wert verliert, so ist es schliesslich der eigene gestählte Leib, der persönlich-musealen Wert erlangt. Die Bewunderung des nächsten Adonis ist nur einen Klick auf Instagram entfernt.

So lebt das alte Turnermotto unbeschwert in städtischer Lage: Frisch wie eine marinierte Hühnerbrust, fromm der Blick, fröhlich wie ein Honigkuchenpferd und frei wie der zum Sonnengruss bereite Krieger mit gebeugtem Hund.

tageswoche.ch/+pbxeh

Weiterlesen, S. 6



Die Öffentlichkeit als Arbeitsplatz der Körperarbeit
tageswoche.ch/
+8iym0

Weiterlesen, S. 12



Schwitzen für die Follower
tageswoche.ch/
+r4pr0

Jost und Reck

von Mara Wirthlin

Das Jodelduo bringt Schweizer Tradition ins multikulturelle Kleinbasel – und wirkt dabei authentisch und kein bisschen fehl am Platz.

Jodel gefiel mir schon immer – doch früher war es mir peinlich, das zuzugeben», sagt Dina Jost. Dabei wirkt die blonde, grosse Frau so gar nicht, als wäre ihr überhaupt etwas peinlich. Sie strahlt Ruhe, Sicherheit und Einfachheit aus. Das ist es auch, was ihr an der Musik gefällt: «Jodeln ist einfach – nicht im Sinn von «wenig» oder «primitiv», sondern reduziert auf das Wesentliche, auf das Essentielle».

Vor zwei Jahren haben Dina Jost und Thomas-Maria Reck das Jodelduo «s'Echo vo dr Feldbergstrooss» gegründet. Sie werden immer öfter für Anlässe gebucht, und ihre Konzerte sind gut besucht. Seit wenigen Monaten haben sie nun eine «urbane Tracht», die zwei junge Designerinnen für sie entworfen. Diese Grattwanderung ist ihnen gelungen: Jost und Reck fallen in ihrer Aufmachung zwar auf, wirken aber keinesfalls fehl am Platz.

Jost verdient ihr Geld unter anderem mit Stellvertretungen als Sekundar- und Primarlehrerin, sowie als Coach in Berufs- und Lebensfragen. Es heisse immer, man solle «im Moment leben», doch das viel zitierte Mantra lasse sich im Alltag schwer umsetzen – «ausser beim Jodeln, dann gelingt mir das. Dann lebe ich den Moment, verschmelze mit ihm.» Jost hatte als Lehrerin und auch privat immer schon viel und leidenschaftlich gesungen, im Jodelduo ist sie musikalisch aber erstmals professionell unterwegs.

Ganz anders als ihr Jodelpartner Thomas-Maria Reck. Er singt noch in einer brasilianischen Bossa-Nova-Band und arbeitet als Gesangslehrer. Auch ihn fasziniert der Jodel seit Jugendjahren. «Ich komme aus dem St. Galler Rheintal. Dort lässt sich der Kontakt zu den Appenzellern nicht ganz vermeiden», sagt Reck im Scherz.

Naturjodel ganz ohne Worte

Diese Nähe zur Jodelkultur veranlasste den begeisterten Musiker zum Experimentieren, schliesslich entdeckte er seine Leidenschaft: «Das Jodeln hat eine Körperlichkeit, die ich bei anderen Arten des Singens vermisste.» Trotzdem sah er den typisch schweizerischen Gesang lange mehr als Hobby. «Es wäre mir nicht eingefallen, Jodel zu unterrichten. Doch das Interesse meiner Schüler wurde immer



Dina Jost und Thomas-Maria Reck sorgen mit ihrem Jodelduo für Swissness im Matthäusquartier.

FOTO: ALEXANDER PREOBJAJENSKI

grösser.» So wurde Reck zum Jodellehrer. Der «Naturjodel», den er und Jost singen, verzichtet ganz auf Worte. «Durch die Abwesenheit von Text ist der Naturjodel zeitlos und kontextuell völlig unabhängig», sagt Reck, «man kann Emotionen aus dem Moment hineinlegen.» Und tatsächlich: Der Gesang des Duos hat etwas Archaisches, Melancholisches – sogar um neun Uhr früh auf dem Matthäusplatz, in einem der belebtesten Quartiere Basels.

Im Appenzell sei der Naturjodel selten auf der Bühne anzutreffen. Er sei nicht in erster Linie zum Zuhören gedacht, sondern als gesellschaftliche Praxis des gemeinsamen Singens, erklärt Reck. «Das sieht dann so aus, dass plötzlich jemand zu Jodeln beginnt und die anderen mitmachen. Das kann auch mitten im Gespräch sein, als

Zeilebation des sozialen Moments. Danach wird einfach weitergeredet. Das zu erleben, ist enorm ergreifend.»

Kein Spiel mit Klischees

Traditionelle Musik, die mit Schweizer Folklore in Verbindung gebracht wird, in einem modernen, weltoffenen Quartier anzutreffen, ist eine spannende Kombination. Diese Reibung war aber nicht beabsichtigt. Jost wuchs im Berner Aaretal auf. «Ich bin sehr naturverbunden», sagt sie, «zu Beginn fühlte ich mich wie zugeschnürt, sobald ich in der Stadt war – ich dachte, ich könnte nur in den Bergen singen. Dabei kann man es hier ja auch!»

Obwohl die beiden den urbanen Kontext mittlerweile akzeptieren und schätzen, beziehen sie sich beim Singen nicht nur

darauf. «Es geht uns prinzipiell um die Musik, die wir mögen, und nicht um ein Spiel mit den Klischees. Wir müssen die Musik ernst nehmen», sagt Reck.

Wenn Jost Bekannten oder Arbeitskollegen vom Jodeln erzähle, reagierten viele mit Unglauben oder Spott. «Manche denken wirklich, es sei ein Scherz!» Doch mittlerweile mache ihr das nichts mehr aus. «Es macht Spass, Leute positiv zu erschrecken.»

Denn eines hat Jost über die Jahre gelernt: Jodeln funktioniert. Und es ist grundsätzlich für alle zugänglich: «Ich bin nicht der Meinung, dass man die Jodelkultur kennen muss, um diesen Gesang zu verstehen, im Gegenteil: Oft stehen die Vorstellungen davon eher im Weg.»

tageswoche.ch/+p4r2l

×

Der öffentliche Raum dient bereits als Wohnzimmer, nun wird er auch noch zum Fitnesscenter. Die Stadtbewohner trainieren draussen und zelebrieren damit ihren Willen zur Leistung.

DIE ÖFFENTLICHKEIT ALS WERKPLATZ DER KÖRPERARBEIT

von Matthias Oppliger (Text) und Nils Fisch (Fotos)

Jogger? Aber sicher. Yogagruppen? Okay. Bodenturnen? Na klar. Ein abendlicher Spaziergang durch den Kannenfeldpark lässt Erinnerungen an den Sporttag aufkommen, bei dem die Schüler das Sportangebot durchprobieren. Auf dem Rasen, zwischen Gebüsch und unter Bäumen stehen, liegen und schwitzen Sportler vor sich hin.

Der Park ist längst nicht mehr nur Spiel- und Plauderwiese für Kinder und Mami-treffs. Auch ältere Stadtbewohner leben in der Grünanlage zunehmend ihren Bewegungstrieb aus. Die Joggingroute entlang der Fusswege ist von unzähligen Laufschuhsolen in den Rasen gestampft.

Die Lust an der Bewegung im Freien ist in Basel gross. Längst wird nicht mehr nur im Kannenfeldpark Sport getrieben. Auch

im Schützenmattpark breiten regelmässig mehrere Gruppen ihre Yogamatten aus. Und dass es bei den Outdoor-Fitnessgeräten neben der Dreirosenbrücke imposante Muskelpakete zu bestaunen gibt, hat sich auch herumgesprochen.

Wieso zieht es uns zum Sport nach draussen? Warum wird der Park von der grünen Lunge zum Sportplatz, von der Lounge zum Werkplatz der Arbeit am eigenen Körper?

7 Uhr am Morgen ist früh. Dennoch haben sich über 30 Leute eingefunden, um den Tag mit einer Yogalektion im Rheinbad Breite zu beginnen. Auf der hölzernen Plattform über dem Wasser, unter freiem Himmel, ein laues Morgenlüftchen und die aufgehende Sonne im Gesicht.

Eine Joggerin hält inne, als sie die wartenden Menschen mit den Matten unter

dem Arm sieht. «Gibt es hier eine Yogaklasse?», fragt sie. «Ja. Im Sommer jeden Dienstag», antwortet jemand. «Cool, da komme ich nächstes Mal auch», sagt die Läuferin und setzt ihre Runde fort.

Yogatrainier Markus Latscha vom Spirit-Studio auf dem Gundeldingerfeld führt die Gruppe mit fester Stimme durch das dreiviertelstündige Programm. Da und dort legt er Hand an, um eine Position zu korrigieren. Er spricht von Achtsamkeit und Absicht, von einem Gefühl der Befreiung, welches die Übungen in uns hervorrufen sollen.

Gestartet hat er die Morgenlektion am Rhein erst im vergangenen Juni. Zu Beginn kamen fünf bis sechs Leute, inzwischen hat es sich herumgesprochen. Die mintgrünen Matten sind knapp geworden.



Muskelformung nach athletischer und ästhetischer Massgabe: Im Street-Workout bei der Dreirosenbrücke builden Hobbysportler ihren Body.



Vom Kopf zurück in den Körper: Yoga dient auch dem «Öffnen von Räumen in uns selbst».

Der Yogatrend ist kein Zufall. Er passt gleich in mehrfacher Hinsicht zum Lebensstil des Baslers von heute, der sich bei der Arbeit kaum noch bewegt. Der Stadtbewohner ist ein Kopfmensch, hält sich meist drinnen auf, vorwiegend sitzend und über eine Tastatur gebeugt.

Beim Yoga unter freiem Himmel erschliessen wir zuerst uns selbst, dann unsere Umgebung.

Mit den Bewegungsabläufen können wir die Aufmerksamkeit lenken, vom Kopf zurück in den ganzen Körper. Yoga ist eine Rückerschliessung durch Bewegung. Wird Yoga in der Öffentlichkeit praktiziert, setzt sich diese Erschliessung fort. Wir spüren zuerst uns selbst, dann das Licht, den Wind, die Lufttemperatur. Wir erschliessen zuerst uns selbst, dann unsere Umgebung. Diese Entsprechung findet sich auch auf verbaler Ebene. Yogafans bezeichnen die Wirkung der Übungen auch als ein «Öffnen von Räumen in uns selbst».

Das ist nicht nur Wellness, sondern auch Gehirnndoping. Zeitgeist auf den Punkt gebracht. Zahlreich sind die wissenschaftlichen Belege dafür, dass Yoga die Konzentrationsfähigkeit erhöht. Das deutsche Magazin «Spiegel» hat seine letzte Nummer dem Gleichklang von körperlicher Fitness und geistiger Leistungsfähigkeit gewidmet und darin die Studien gleich reihenweise aufgezählt. Sport dient demzufolge nicht

nur der Prävention körperlichen Abbaus, sondern hilft auch dabei, die geistige Beweglichkeit länger zu erhalten. Das Gehirn als Fortsetzung der Muskeln.

Müsste man Leistungsfähigkeit zeichnen, die jungen Männer im Street-Workout bei der Dreirosenbrücke gäben perfekte Modelle ab. Trotz grosser Hitze arbeiten sie unablässig an ihren Körpern. Wie Skulpteure formen sie ihre Muskeln nach athletischer und ästhetischer Massgabe. Ihre Übungen sind mehr Kunststück als Leibesertüchtigung. Dass sie ihren Sport in aller Öffentlichkeit betreiben, ist folgerichtig und eigentlich nichts Neues.

Zuschauer sind Teil des Konzeptes

Bodybuilding hat draussen angefangen, als die Athleten Anfang des 20. Jahrhunderts am Muscle Beach in Kalifornien zum ersten Mal ihre Muskeln vor Publikum spielen liessen. Wer an seinem Traumkörper baut, will gesehen werden. Zuschauer sind Teil des Konzeptes und können zusätzlich zum friedlichen Wettstreit mit den Kollegen motivierend wirken. Passend dazu ist die Anlage bei der Dreirosenbrücke mit Sitzgelegenheiten ausgestattet, die beste Sicht auf die schwitzenden Leiber bieten.

Die Nachfrage nach den Fitnessgeräten ist immens. Selbst bei einem Besuch morgens um 8 Uhr wird die Anlage bereits von vier jungen Männern genutzt. Später am Tag kommen die Athleten dann gleich gruppenweise, mit Musik und Fangirls im Gepäck. Der Workout wird so zum sozialen Ereignis, zum Treffen unter Gleichgesinnten. Dadurch, dass das in aller Öffentlichkeit geschieht, wird Zugehörigkeit de-

monstriert; zu einer Gruppe, aber auch zu einem Lebensstil.

Bewegung, Körperbewusstsein und die Disziplin dahinter sind Statussymbole. Stählerne Muskeln lassen auf einen starken Willen schliessen, auf die Bereitschaft, für ein höheres Ziel Opfer zu bringen. Wer sich öffentlich trimmt, sagt: Seht her, ich arbeite an mir. Das gilt für die muskelbepackten Sportler von der Dreirosenbrücke ebenso wie für die Yogafans auf der Suche nach ihrem Körpergefühl. Es gilt auch für die Bodenturner vom Kannenfeldpark und die Läufergruppe am Rheinufer.

Wer sich öffentlich trimmt, sagt: Seht her, ich arbeite an mir.

Die öffentlich praktizierte Sportlichkeit macht aber noch eine zweite Aussage: Wer trainiert, tut dies dort, wo er sich wohl fühlt. Wenn städtische Parkanlagen und Strassen derart genutzt werden, heisst das auch, dass sich die Stadtbewohner den öffentlichen Raum weiter erschliessen. Nachdem Rheinufer, Wiesen im Park und Plätze in der Innenstadt bereits zum Wohnzimmer für alle wurden, werden sie jetzt noch zur allgemein zugänglichen Sportanlage.

An das Bild geselliger Gruppen auf Picknick-Decken im Park haben wir uns gewöhnt. Der Anblick von mehr oder weniger beweglichen Körpern auf Gummimatten mit Wasserflaschen und die sanfte Stimme des Yogalehrers gehören wohl bald dazu. tageswoche.ch/+8iym0

Wenn Thomas Lauber rennt, will er die Natur erleben und neue Wege erkunden. Zur Erkundung seiner körperlichen Leistungsfähigkeit verlässt er sich auf moderne Technik.

«Die Uhr diszipliniert mich»

von Felix Michel

Thomas Lauber (39) steht auf dem Parkplatz der Basellandschaftlichen Kantonalbank in Liestal und dehnt sich. Vor seinem Arbeitsort verschränkt er die Arme hinter dem Rücken und beugt sich vornüber. Sein rotes Funktionsshirt spannt sich über dem drahtigen Körper, die kurzen Hosen offenbaren die muskulösen Beine. An seinem rechten Handgelenk trägt er eine Uhr mit Digitalanzeige.

Er ist bereit. Bereit für eine weitere Entdeckungstour. Seit sechs Jahren streift er durch die Wälder und kennt fast jeden Winkel zwischen Pratteln und Sissach. Das Erkunden neuer Wege ist für ihn die Essenz des Laufens. «Bevor ich losrenne, habe ich ein grobes Bild», sagt Lauber. Dann entscheidet er aber oft spontan, welchen Weg er einschlägt.

«Immer die gleiche Runde laufen, das könnte ich nicht», erklärt Lauber. Er sucht die Abwechslung und will die Natur erleben: «Rennen mit Musik wäre für mich unmöglich», sagt der Baselbieter. «Musik ist wie ein Stöpsel für die Gedankenprozesse.» Denn die kreativsten Ideen kommen ihm auf dem Klo oder eben beim Laufen. In der Mittagspause schnürt er die Laufschuhe. «Nach einem Sitzungsmarathon baut das Laufen den Stress ab.»

Unter der Woche zieht er zweimal los, rennt eine Stunde lang an Feldern vorbei und durch Wälder. Seit Anfang Jahr hat er so 900 Kilometer zurückgelegt. Bis im Herbst sollen es 1400 Kilometer werden, denn Lauber bereitet sich intensiv auf seinen ersten Marathon vor. Im Oktober startet er in Köln. «Ich habe mich gefragt, macht mein Körper das überhaupt mit?»

Spätberufener Jogger

Auf den Marathon bereitet er sich mit einem Trainingsplan aus dem Internet vor. «Man rennt immer weitere Strecken, aber nie die volle Distanz», sagt der Banker. Jetzt stehen die langen Läufe an. An Wochenenden läuft er jeweils 27 Kilometer und ist dafür zweieinhalb Stunden unterwegs. Das frisst viel Zeit. «Es ist nicht immer einfach, das Training mit der Familie und dem Beruf zu vereinbaren», sagt der 39-Jährige.

Für die Vorbereitung auf den Marathon hat er sich eine Sportuhr zugelegt. Die Uhr registriert alles: Herzfrequenz, GPS-Daten, tägliche Aktivität, Erholungsbedarf. Früher hatte er immer das Smartphone in einer

Oberarmtasche dabei. Das sei zu mühsam gewesen. «Die Uhr diszipliniert mich», sagt Lauber. Denn dank der Uhr weiss er, wie es um ihn steht. «Die Uhr zeigt mir, ob sich mein Körper in einer Verfassung befindet, die gut ist für ein Training.» Zu ehrgeiziges Training sei gerade bei Amateuren gefährlich. Er selbst bezeichnet sich als «engagierten Hobbyläufer». Dabei ist es noch nicht lange her, dass Lauber das Laufen für sich entdeckt hat.

Als Jugendlicher war er Schwimmer. Sechsmal in der Woche hat er trainiert, bis ihm das kühle Nass verleidete. Erst mit 31 Jahren hat er das Joggen entdeckt. Mit seiner damaligen Freundin rannte er eine kleine Runde der Birs entlang. «An den Muskelkater danach erinnere ich mich immer noch», lacht Lauber. Am nächsten Tag ging er an einen Match des FCB und schaffte es kaum die Treppe zum Joggeli hoch.

Lauber trainiert für seinen ersten Marathon: «Ich habe mich gefragt, macht mein Körper das überhaupt mit?»

Danach folgte eine Teilnahme am Birslauf, dann machte er am Grand Prix (GP) von Bern mit. «Dort hat mich das Fieber gepackt.» Es sei diese Volksfeststimmung, die den GP auszeichne: «Alle verfolgen das gleiche Ziel.» Mit jedem Lauf merke man, dass man besser werde. «Wenn man im Ziel ankommt und weiss, das war eine richtig gute Leistung», sagt er, «dann ist das ein enormes Glücksgefühl.»

Der Traum von New York

Ein Marathon ist die Steigerung davon. Sein Schwiegervater, der mehrmals den New-York-City-Marathon gelaufen ist, hat ihn auf die Idee gebracht. Doch es sei unglaublich schwierig, in New York einen Startplatz zu bekommen. «Ich dachte mir, eigentlich bist du ja blöd», sagt Lauber, «wenn du gleich mit dem aufregendsten Marathon anfangen willst.» Dann gebe es gar keine Steigerung mehr.

Für Lauber ist klar, irgendwann will er einen der grossen Marathons rennen. Am Basler Marathon hingegen würde er – bei

aller Liebe zur Stadt – nie teilnehmen. «Da ist kein Schwein an der Strecke, man rennt zweimal einen Halbmarathon und es sind wenig Läufer.» Da wartet Thomas Lauber lieber auf einen Startplatz in New York. Die Uhr wird ihm sagen, wann er so weit ist. tageswoche.ch/+gn7oz ×

Den Takt gibt die Technik vor, die Route wählt Thomas Lauber spontan. FOTO: N. FISCH



Richi Signer gehörte Mitte der Siebzigerjahre zu den ersten Kletterern im Basler Jura. An den Kalksteinwänden entdeckte er den Weg in ein alternatives, offeneres Gesellschaftsmodell.

Am Fels der Freiheit

Fester Griff: Der Fels hat den Freikletter-Pionier Richi Signer nie mehr losgelassen.

FOTO: OLIVIER CHRISTE



von Olivier Christe

Es sind einige Felswände, die sich in den dichten Wäldern rund um Basel verstecken. Lange waren sie auf den Landkarten höchstens grauweiße Flecken. Von Förster und Jägern mal abgesehen, kannten bloss die Bewohner der Dörfer und Weiler die Felswände in der Region.

Dann zog Richi Signer Mitte der Siebzigerjahre mit ein paar Freunden los. Sie wollten diese Wände aus Kalkstein hoch. Noch gab es kaum Kletterer, die sich an diesen steilen Wänden versuchten. Entsprechend wurde die neue Klettergeneration um Signer von der lokalen Bevölkerung belächelt. «Na, dann macht mal!», lautete die Botschaft hinter diesem Lächeln. Und es barg auch eine gute Portion Skepsis.

Signer, geboren 1958 in Basel, ist mit Bergsteigen in den Alpen gross geworden. Er träumte von hohen Wänden, vom Himalaya. Die Felsen rund um Basel nutzte er, um für grössere Projekte zu trainieren.

Der «Mord am Unmöglichen»

Doch bereits damals hatten Alpinisten ein Problem: Es war schon ziemlich alles gemacht. Und was noch übrig war, liess sich mit genügend Material bezwingen. Reinhold Messner nannte das den «Mord am Unmöglichen». Das Unmögliche galt als tot, weil durch technische Kletterei, das heisst mit technischen Hilfsmitteln wie Strickleitern oder Schlingen, vor allem aber Bohrhaken, jede Kletterei möglich geworden war. Es war nur eine Frage des materiellen Aufwands. Messners Buch mit dem Titel «Der siebte Grad» verschlang Signer im Alter von 15 Jahren.

Der Verzicht auf technische Hilfsmittel wirkte elektrisierend. Nicht nur auf ihn. So fand Signer rasch gleichgesinnte Kletterer. Mit ihnen – und speziell mit Tom Liemich, der zu seinem besten Freund wurde – versuchte er das Gelesene an die Wand zu bringen. Hier im Basler Jura, mit Klemmkeilen statt Bohrhaken. Von «Clean Climbing», wie diese Herangehensweise später genannt wurde, sprach damals, Mitte der Siebzigerjahre noch niemand. Doch es war ein erster Versuch, sich vom technischen Klettern abzuwenden.

Die Rotsocken waren Sinnbild für eine erstarrte Gesellschaft, die die Umwelt für ihre Zwecke deformierte.

Es brauchte nicht lange, bis in der Szene ein Gerücht kursierte, das eine noch viel grössere Freiheit in Aussicht stellte. Wie so oft kam das Gerücht aus Westen: USA, Kalifornien, Yosemite-Tal. Hier hatte sich der Gedanke, frei zu klettern, ab den späten 1940er-Jahren festgesetzt. Frei heisst in die-

sem Fall: Eine Wandstelle allein mit Körperkraft und Geschicklichkeit überwinden. Das Seil diente nur noch der Sicherung.

Aus aller Welt strömten Kletterer zu den jungen Amerikanern in das legendäre «Camp 4», ein Zeltplatz im Yosemite-Tal, umringt von bis zu 1000 Meter hohen Granitwänden. Wie in einem riesigen Reagenzglas voller Neugier entwickelte sich hier das Freiklettern wie auch das «Clean Climbing» über die Jahrzehnte hinweg.

Horizontal auf dem Ingelsteiner Dach

Als Signer und andere Basler von diesem «goldenen Tal» hörten, reisten sie hin. Und nach der Rückkehr schienen ihnen auf einmal auch die Möglichkeiten im heimischen Jura unbegrenzt.

Ein Meilenstein war 1980 die freie Begehung des Ingelsteiner Dachs, ein mehrere Meter hervorragendes Felsdach am Ingelsteinerfelsen oberhalb Dornachs. Hier wurde nur mit Klemmkeilen und ähnlichen mobilen Sicherungsmöglichkeiten gearbeitet, also «clean» geklettert. Es war der Übergang vom vertikalen ins horizontale Freiklettern.

Längst lag zwischen den Verfechtern dieser neuen Freiheit und den klassischen Alpinisten ein tiefer Graben. Und der wurde immer tiefer. Die Rotsocken, wie die klassischen Alpinisten verächtlich genannt wurden, waren Sinnbild für eine erstarrte Gesellschaft, die nicht in der Lage war, sich der Umwelt anzupassen und deshalb die Umwelt für ihre Zwecke deformierte.

«Aus dem Klettern wurde ein Sport gemacht. Die Felsen wurden nicht mehr erlebt; sie wurden konsumiert.»

In Abgrenzung zu den Rotsocken gründete Signer bereits Ende der Siebzigerjahre mit ein paar Freunden den Kletterclub Juravipern. Einziges Aufnahmekriterium: freies Denken. Und dementsprechend sollte auch die «Flue-Zittig», welche die Juravipern herausgaben, nicht nur ein Routenführer sein, sondern auch eine Plattform für den ideellen Austausch.

In der Ausgabe von 1981 beschreiben sie eine körperliche und geistige Befreiung von Normen und Zwängen. Sie schreiben von Rücksicht und Respekt, von Entfaltung, ohne der Umwelt zu schaden. Frei- und Cleanklettern ist für Signer und seine Kollegen zu einer Metapher geworden, die weit mehr als Klettern umfasst.

Die Routennamen aus dieser ersten grossen Erschliessungszeit des Basler Juras um 1980 zeugen davon: Metzgerstrasse 59/61 im Pelzmühletal bei Grellingen, genannt Pelzli, steht für zwei besetzte Häuser an jener Adresse. T-18 an der Falkenfluh bei Duggingen erinnert an die schmerzhaft Überbauung eines Grossteils des Natur-

gebiets Reinacher Heide für den Autobahnzubringer T-18, heute H-18. Anarchia, ebenfalls im Pelzli, ist bezeichnend für diese Kletterethik: «Unser Klettern stand für ein Handeln, das jeder moralisch verantworten kann», sagt Signer.

Doch schon nach kurzer Zeit prallte der Traum von Freiheit auf die harte Realität. So steht 1982 in der «Flue-Zittig»: «Seht ihr nicht ein, dass ihr noch so schwer und frei klettern könnt und doch Gefangene eures eigenen Tuns bleibt?» Die Gesellschaft hatte sich nicht verändert. Ebenso wenig durch die Jugendunruhen von 1980 wie durch das Freiklettern.

«Für mich war das Freiklettern der Versuch auszubrechen, etwas zu machen. Zu leben, wie es nur ganz wenige taten.»

Die Sportartikel- und Modeindustrie hatte begonnen, das Freiklettern in einen Leistungs- und Massensport zu verwandeln. Der Weg zur Abkehr selbst wurde damit in diese von Normen und Zwängen durchtränkte Gesellschaft verlegt, gegen die man sich so gewehrt hatte. Der Begriff Freiklettern wurde durch Sportklettern ersetzt. «Es wurde ein Sport daraus gemacht», sagt Signer. «Für uns war es ein Lebensinhalt. Die Felsen wurden nicht mehr erlebt; sie wurden konsumiert.»

Ernüchtert begaben sich viele Mitglieder der Juravipern darauf wieder in die Alpen auf Abenteuer- und Freiheitssuche. Der Club löste sich auf. Signer wandte sich, oft alleine, den kleineren Felsblöcken zu. Als einer der ersten in der Schweiz begann er in den frühen Achtzigerjahren zu «bouldern», ein Kletterstil ohne Seil und Gurt. Es entsprach seiner Überzeugung vom Umgang mit der Natur. Wie sich der Basler Jura wenig später zu einem internationalen Klettermekka entwickelte, hat er nur am Rande mitverfolgt.

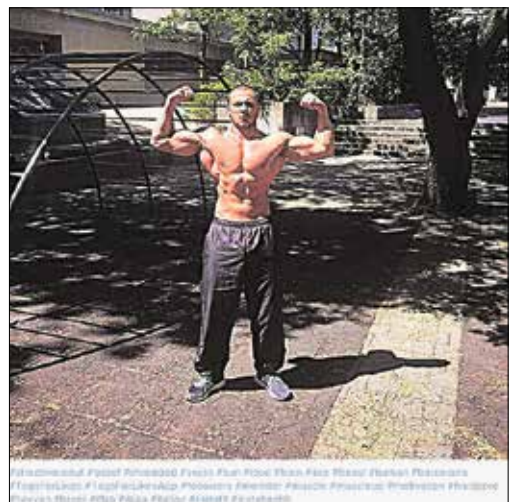
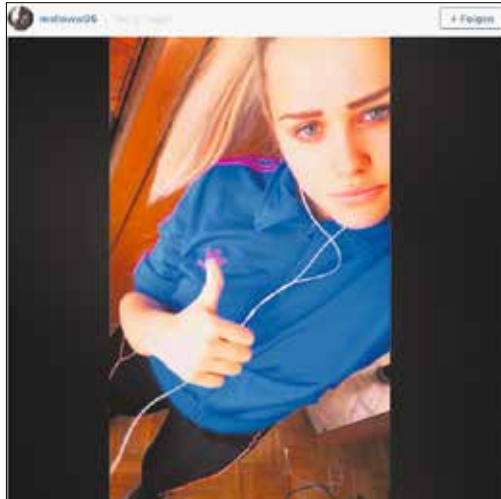
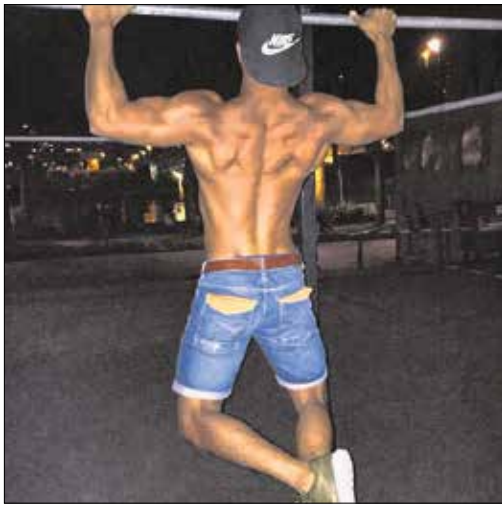
Lebensinhalt Klettern

Signer und ich sitzen im Sommer 2015 an den Blöcken unterhalb des Pelzli. Er klettert ein paar alte Linien. Es ist unschwer zu erkennen, dass er die Züge schon unzählige Male gemacht hat und noch immer regelmässig wiederholt. Ich frage ihn, ob er heute noch immer mit dem Klettern beginnen würde.

«Wahrscheinlich nicht», sagt er, «weil es ja kein Lebensinhalt mehr ist. Viele finden nach fünf bis zehn Jahren, dass sie es gesehen haben. Oder, dass sie jetzt nicht mehr im Alter für so was seien. Für mich war es damals aber der Versuch auszubrechen, etwas zu machen, zu leben, wie es nur ganz wenige taten: Möglichst wenig arbeiten, um möglichst viel zu klettern. Und das hält bis heute an.»

tageswoche.ch/+zdvvy

×





«Früher war es für mich das Allerwichtigste, was andere Leute von mir dachten.» Dank dem Sport ist das Lucia Pfaendler heute egal.

FOTO: NILS FISCH

Der Sport hilft Lucie Pfaendler bei der Befreiung von äusseren Zwängen – und birgt die Gefahr, selber zwanghaft zu werden.

«Die Kraft meines Körpers fasziniert mich»

von Mara Wirthlin

Früher war ich nur daran interessiert, was die Leute sehen. Heute ist mir die körperliche Leistung wichtiger als mein Aussehen.» So etwas von sich zu sagen – und das selber zu glauben – hätte Lucie Pfaendler vor Kurzem noch für unmöglich gehalten. Die 37-Jährige kam vor gut eineinhalb Jahren über einen Freund zum Crossfit, eine Trainingsmethode aus den USA, die Gewichtheben, Sprinten, Eigengewichtsübungen sowie Turnen miteinander verbindet. Seither trainiert sie mit zunehmender Intensität.

Heute widmet sich die Kommunikationsfachfrau auch beruflich ihrem Sport. Vor sechs Monaten übernahm sie die Marketingabteilung des Crossfit-Studios in Basel. Plötzlich ging in ihrem Leben alles bergauf, erzählt Pfaendler und wirkt dabei, als könne sie ihr Glück kaum fassen: «Jetzt habe ich diese neue Sportart, die mir von Anfang an einfach nur Spass machte, und einen Beruf, der mich total erfüllt!»

Ihre grosse Leidenschaft, das Crossfit, zu verkaufen, dürfte ihr nicht schwerfallen. Denn die langjährige Bloggerin hat der Sportart viel zu verdanken. Im Alter von 16 Jahren entwickelte sie Essstörungen und kämpfte lange mit Anorexie und später auch mit Bulimie. Eine Zeit lang konsumierte sie auch Drogen. Seit sie Crossfit betreibt, geht es ihr deutlich besser, sie bezeichnet sich als genesen – «so komplett, wie es eben geht». Manche Muster, ist Pfaendler überzeugt, wird man nie mehr los: «Ich bin nun Mitte 30 und habe immer noch einen Hang zum Extremen.»

Das Aussehen ist plötzlich sekundär

Im Vergleich zu früher sei sie heute aber fähig, zu reflektieren und sich selbst in eine positive Richtung zu lenken. Als kinderloser Single bestehe die Gefahr, das Training zum Exzess zu treiben und so einen Zwang durch den nächsten zu ersetzen. «Meine Lebenssituation räumt dem Training einen so zentralen Platz ein, dass es manchmal droht, zum Kontrollmuster zu werden», sagt Pfaendler. Deshalb ist sie froh, dass sie es in ihrem Alter nicht mehr in die Höchstleistungsliga schafft, «so bin ich vor Druck und Konkurrenz geschützt, das ist wichtig für meine psychische Gesundheit».

Einen ehrgeizigen Eindruck macht sie dennoch: Ihr Körper ist sehr muskulös für jemanden, der erst knapp zwei Jahre intensiv trainiert. In einem Nebensatz lässt sie fallen, dass sie sich für die Powerlifting-Weltmeisterschaft qualifiziert habe. Diese

Frau mag es, ihre Grenzen auszureizen. Doch im Vordergrund stehen für Pfaendler nicht Pokale oder Komplimente, sondern die Kraft ihres Körpers: «Ich habe immer schon viel Sport getrieben, das geschah aber oft eher lustlos. Mir ging es primär darum, in Form zu bleiben und bestimmte Körperzonen gezielt zu trainieren.»

Heute stehe der funktionale Aspekt im Vordergrund. Sie wolle primär im Sport besser werden und es fasziniere sie, was sie mit ihrem Körper heute alles machen könne, «das gibt mir viel Selbstvertrauen». Der Sport hat Pfaendler befreit. «Früher war es für mich das Allerwichtigste, was andere Leute von mir dachten», sagt sie. Heute sei ihr das egal: «Ich weiss, was ich will und wer ich bin. Ich definiere mich nicht mehr über meine Kilos oder die Urteile anderer.»

«Ich bin nun Mitte 30 und habe immer noch einen Hang zum Extremen.»

Als sie mit dem Training begann, musste sie kritische Bemerkungen wegstecken. «Manche sagten, ich hätte zu stark an Muskelmasse zugenommen, sähe aus wie ein Mann.» Wäre sie mental weniger stark, könnte sie mit dieser Kritik unmöglich umgehen. Sich von der Beurteilung durch andere zu emanzipieren, dabei half ihr auch ihr Blog. «Ich schreibe in die Welt hinaus,

was ich denke, das hilft, eine eigene, selbstbewusste Stimme zu finden.»

Im Blog schreibt sie viel über Essstörungen, so lernte sie Leute kennen, die eine ähnliche Geschichte haben. «Diese Vernetzung ist mir wichtig, da man Essstörungen mit niemandem teilen kann, der sie nicht selbst erlebt hat. Es ist eine Sucht, völlig irrational, deshalb kann man sie auf der Vernunftebene kaum nachvollziehen.»

Ein Effekt wie Meditation

Manchmal wird Pfaendler noch immer von ihrer Vergangenheit eingeholt, die innere Balance muss sie sich im Alltag stets aufs Neue erarbeiten. Vor allem, wenn etwas nicht nach Plan verlaufe, könne sie manchmal schlecht damit umgehen und ver falle wieder in Kontrollmuster. Dann tue es ihr gut, zu meditieren, nur eine Viertelstunde am Stück helfe bereits, eine innere Stärke und Ruhe zu aktivieren.

Ähnlich wie die Meditation ist das Crossfit-Training für sie ein gedankenfreier Raum, den sie gerade in schwierigen Zeiten sehr schätzt: «Es ist wahnsinnig intensiv und erfordert ein Maximum an Konzentration. Wenn man es richtig macht, kann man unmöglich abschweifen und an etwas anderes denken oder gar im Selbstmitleid versinken.» So wird für Lucie Pfaendler die körperliche Anstrengung zur psychischen Entspannung. Dann fühlt sie sich frei und stark – innerlich wie äusserlich.

tageswoche.ch/+nr2fc

x

ANZEIGE



Endlich daheim.

Attraktive Terrassenwohnungen

Laufen

3 1/2 - 5 1/2 Zimmer

atmoshaus

Atmoshaus AG
Eichweid 1 / 6203 Sempach Station
T 041 545 80 00
www.wiesenblick-laufen.ch
info@atmoshaus.ch



Die Basler Pharma- und Chemiekonzerne machen nicht blau, sondern richtig Cash.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Wirtschaft

Weil grosse Chemiekonzerne im Ausland produzieren und verdienen, leiden sie kaum unter dem starken Franken.

Big Pharma legt weiter zu

von Matthias Oppliger

Die Detailhändler darben, die Industrie streicht Stellen en gros, und das Gewerbe klagt: Der starke Franken setzt der Schweizer Wirtschaft zu. Doch es gibt auch Ausnahmen. Viele Banken haben im ersten Halbjahr 2015 grosse Gewinne eingefahren, und die hiesigen Pharma- und Chemiekonzerne scheinen von den Währungstumulten weitgehend unbeeindruckt.

So hat die Novartis zwar auf den ersten Blick Umsatzeinbussen von fünf Prozent zu verzeichnen, bereinigt man die Zahlen jedoch von den Währungseffekten, ist der Umsatz sogar um sechs Prozent gewachsen. Gleich sieht es bei der Konkurrentin Roche aus, deren Umsatz ebenfalls um sechs Prozent angestiegen ist.

Dramatisch scheint die Entwicklung beim Saatguthersteller Syngenta, wo die

Umsatzeinbusse zehn Prozent beträgt. Doch selbst hier resultierte wechsellkursbereinigt ein Wachstum von drei Prozent.

Was unterscheidet diese Branche von Industrie und Detailhandel? Weshalb können die globalen Konzerne wachsen, wo andere Massenentlassungen bekannt geben müssen? Der BKB-Finanzanalyst Elmar Sieber beobachtet die Pharmariesen Roche und Novartis intensiv.

«Der wichtigste Markt für Pharma-Produkte sind die USA. Viel wichtiger als der Eurokurs ist deshalb aus Sicht von Roche und Novartis, wie sich der Dollar zum Franken verhält. Denn ein grosser Teil der Kosten aus Forschung und Entwicklung fällt bei beiden Unternehmen in Schweizer Franken an, während der Umsatz vorwiegend in Dollar realisiert wird. Die Roche unterhält auch in den USA Forschungseinrichtungen und hat deshalb sogar von der Kursentwicklung profitieren können», sagt Sieber.

Siebers Blick auf Roche und Novartis ist als Finanzanalyst naturgemäss derjenige des Anlegers. Und dort wird die Fitness eines Unternehmens nicht nur anhand roher Zahlen beurteilt. «Am wichtigsten ist die Tatsache, dass beide Unternehmen vielversprechende Produkte in ihrer Pipeline haben», sagt Sieber.

Schwarzmalerei prognostizierten nach dem SNB-Entscheid vom 15. Januar, dass sich wegen des starken Frankens wohl

Konjunktur

manches Unternehmen nach einem neuen Standort im Ausland umsehen würde. Sieber hält diese Befürchtungen für übereilt. «Es besteht keine Gefahr, dass die grossen Pharmaunternehmen ihre Forschung im grossen Stil ins Ausland verlagern.»

Novartis-CEO Joseph Jimenez habe an der Halbjahreskonferenz gesagt, dass die Kompetenz und Loyalität der Forscher in der Schweiz die höheren Kosten problemlos wettmachen, erzählt Sieber. Ähnliches höre man auch von Jean-Paul Clozel, CEO von Actelion. Während etwa Forscher in den USA die Stellen rasch wechseln würden, könne man sich in der Schweiz darauf verlassen, dass Spezialisten ein Projekt bis zum Schluss begleiten und nicht beim nächstbesseren Lohnangebot abspringen.

Der Unterschied zum KMU

Ähnlich optimistisch beurteilt Siebers Kollege Roland Armbruster die Situation bei Syngenta. «Die Syngenta hat sich gut gehalten im ersten halben Jahr, auch wenn die Zahlen natürlich durch Wechselkurseffekte getrübt sind.» Davon bereinigt, könne man den Abschluss sogar als gut bezeichnen, «da Syngenta die Margen aufgrund des Effizienz- und Sparprogrammes erhöhen konnte». Das liege auch daran, dass die Syngenta einen grossen Teil der Produktion im Ausland habe. «Das heisst, die Kosten sind mit dem Euro zusammen gesunken.» Darin liegt der grosse Unterschied zu vielen Schweizer KMU, die mit einem Schlag an Konkurrenzfähigkeit eingebüsst haben, als der Frankenkurs nach oben schnellte. Dies, weil ihre gesamten Kosten in Franken anfallen und die Unternehmen plötzlich 20 Prozent teurer wurden.

«Dieses Problem hat die Syngenta kaum, da die Produktionsstandorte mehrheitlich in den Verkaufsgebieten liegen. Das bedeutet, dass der Währungseffekt bei Syngenta lediglich ein Umrechnungsverlust und keine stark spürbare Einbusse an Konkurrenzfähigkeit darstellt», erklärt Armbruster. Dazu komme ein umfassendes Sparprogramm am Hauptsitz in Basel, das zur Reduzierung der Kosten in Schweizer Franken beitrage.

tageswoche.ch/+bmelk

Umsatz und Wertschöpfung

Der BKB-Konjunkturbarometer legt den Fokus auf die regionale Exportwirtschaft, die Halbjahresabschlüsse gelten für die Konzerne. Es kann also sein, dass Novartis und Co. global wachsen, jedoch weniger aus der Region exportieren. Die wirtschaftliche Entwicklung kann mit verschiedenen Kennzahlen beurteilt werden. Der Umsatz meint den gesamten Ertrag aus dem Kerngeschäft, also Einkünfte aus dem Produktverkauf. Die Wertschöpfung bezeichnet die Wertsteigerung, welche ein Unternehmen durch seine Arbeit erreicht. Sie bemisst sich dadurch, dass vom Marktwert der gesamten Produktion eines Jahres die Aufwände abgezogen werden, die dafür nötig waren.

Die Konjunktur in der Region verlangsamt sich spürbar. Die Basler Kantonalbank korrigiert ihre Wachstumsprognosen für 2015 nach unten.

Die Nordwestschweiz exportiert weniger

von Renato Beck

Die Basler Kantonalbank (BKB) korrigiert ihre Konjunkturprognosen für das laufende Jahr nach unten. Ging sie im November 2014 noch von einem Wirtschaftswachstum in der Nordwestschweiz von 2,2 Prozent aus, schätzt die Bank, dass dies noch bei 1,0 Prozent liegen dürfte.

Als Ursache für die «spürbare Konjunkturverlangsamung» hat die BKB die Aufhebung der Anbindung des Frankens an den Euro identifiziert. Die Schweizerische Nationalbank hatte den Mindestkurs am 15. Januar aufgegeben. Die nach wie vor ungelöste Schuldenkrise in Griechenland verhindere eine Stärkung des Euros.

Einbruch der Exporte: Aus der Nordwestschweiz wurden im ersten Quartal deutlich weniger Güter ausgeführt als im Vorjahr.

Alle Branchen leiden

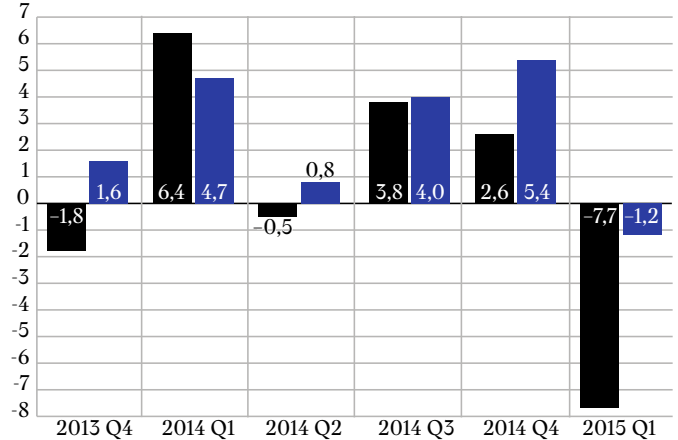
Für die Region hat das gravierende Folgen: Alleine im ersten Quartal 2015 sind die Exporte um 7,7 Prozent zurückgegangen. In der Gesamtschweiz betrug der Rückgang nur gerade 1,1 Prozent. «Die Tatsache, dass die Exporte in der Region stärker als in der übrigen Schweiz eingebrochen sind, verdeutlicht die Abhängigkeit der Pharmaindustrie von einem konkurrenzfähigen Wechselkurs», schreiben die Analysten der Bank in ihrer neuen Prognose.

Nächstes Jahr soll eine sanfte Erholung der Konjunktur einsetzen. Zu einem soliden Wachstum wird die Nordwestschweiz laut den Prognosen allerdings erst 2017 zurückfinden. BKB-Investment-Leiter Sandro Merino geht davon aus, dass der Kurs des Frankens zum Euro dann wieder 1,12 beträgt.

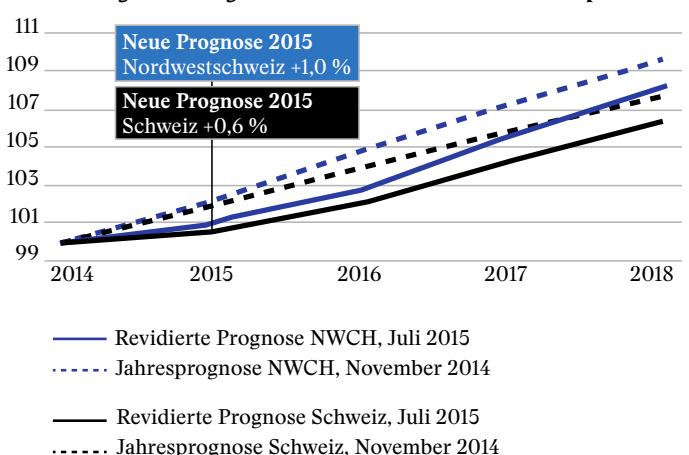
Unter der Frankenstärke und der Konjunkturdelle leiden praktisch alle Branchen. Stark unter Druck geraten sind die Metallindustrie, der Handel und die chemische Industrie. Dort sinkt die Wertschöpfung sogar, was es weniger rentabel macht, am Standort Basel zu produzieren.

tageswoche.ch/+rphzh

Exporte Veränderung gegenüber Vorjahresquartal in %



Auswirkungen der Prognoserevision aufs reale Bruttoinlandprodukt



Oben: Aus der Nordwestschweiz wurden im ersten Quartal deutlich weniger Güter ausgeführt als im Vorjahr. Unten: Regionale wie nationale Wirtschaft leiden unter der Frankenstärke (Quelle BKB).

GRAFIKEN: DANIEL HOLLIGER



Basels berühmtester Kater auf seinem Lieblingsplatz: dem Thron.

Kater Max

Er liebt die Wissenschaft(ler) und das Abenteuer. Kater Max fällt auf. Und das über das St. Johann hinaus.

Spaziergänger und Sockellöwe

von Julia Konstantinidis

Vielleicht hat Kater Max ein Faible für Naturwissenschaften. Ganz bestimmt ist der achtjährige schwarze Kater ein geselliger Freund der Menschen. Im St. Johann ist Max bekannt wie ein bunter Hund.

Man findet ihn auf Kinderzeichnungen wie in der Mitarbeiterzeitung des Biozentrums, immerhin grösstes naturwissenschaftliches Departement der Uni Basel. Und verewigt wurde Max auch auf so manchem Studenten-Gruppenfoto, denn sein Lieblingsplatz ausserhalb seines Daheims an der Rheinländerstrasse ist der Eingang des Instituts. Dort thront der lebendige Sockellöwe mit seinen 8,5 Kilo tagsüber gerne auf einem Steinquader und beobachtet die Studenten und Angestellten, wie sie im Biozentrum ein- und ausgehen.

«Max mag das Bad in der Menge. Oft hole ich ihn am Abend auf dem Heimweg von der Arbeit dort ab», erzählt Katharina Haldimann, seine Halterin. Zusammen mit ihrem Partner Hans-Joachim Schnäkel hat sie Max und seine Schwester Syra vor acht Jahren von einem Bauernhof im bernischen Gambach zu sich in die Stadt genommen. Damals waren die beiden Geschwister noch ganz kleine Kätzchen.

Jugendliche Neugierde

Nun mag Kater Max nicht nur die Menschen, er liebt auch das Abenteuer. Daheim kommt das nicht immer gut an. Als seine Halter vor ein paar Jahren aus den Ferien zurückkehrten, war Max plötzlich weg. Sie suchten ihn überall, hängten Vermisstenanzeigen auf – doch keine Spur von Max.

«Wir hatten ihn schweren Herzens schon aufgegeben», erzählt Schnäkel, «da wurden wir von einem Tierarzt in Thun kontaktiert. Max' Chip hatte ihn zu uns geführt.» Wie Kater Max von Gambach in die 40 Kilometer entfernte Stadt gekommen sein mag, ist Schnäkel heute noch ein Rätsel.

Zurück in Basel führte die Neugier den Kater bald wieder in eine blöde Situation, wie Schnäkel berichtet: «Als Max drei Jahre alt war, wurde in unserer Strasse ein Haus renoviert. Dort hat er sich wohl herumgetrieben.» Und schon musste Max erneut gesucht werden. Diesmal halfen die Nachbarn mit. «Er wurde auf einem Estrich eingeschlossen. Zehn Tage blieb er verschwunden», so Schnäkel. Den Moment der Befreiung wird er nicht mehr vergessen: «Als wir Max fanden, kam er zu mir und klammerte sich mit seinen Pfoten an mein Bein. Mir kamen die Tränen.»

Ein treuer Begleiter

Das Abenteuer scheint auch Kater Max nachhaltig verändert zu haben. «Seither folgte mir Max jeden Morgen, wenn ich das Haus verliess», sagt Schnäkel. So entstand ein tägliches Ritual: Schnäkel bringt morgens Max und Syra vom dritten Stock der Wohnung ins Erdgeschoss des Mehrfamilienhauses. Von dort verschwindet Syra in den Hinterhof, Max und Schnäkel spazieren durchs Quartier. Bei jedem Wetter.

Wie ein guterzogener Hund bleibt Max brav an Schnäkels Seite. «Treffe ich jemand und halte an, um mich zu unterhalten, legt sich Max hin und wartet, bis es weitergeht.» Gemeinsam überqueren sie auf dem Zebra-Streifen auch grössere Strassen. Und da und dort lässt sich Max zu einem Balanceakt auf einem Geländer von Pflanzenrabatten hinreissen. Solche Kunststücke hat sich der Abenteurer freilich ohne jegliche Dressur selbst beigebracht. «Max' Verhalten auf den Rundgängen und dieses Vertrauen – für mich ist das eine schöne Erfahrung», schwärmt Schnäkel. Und liebevoll, wie er und seine Partnerin über den pelzigen Mitbewohner sprechen, ist jedem sofort klar: Max ist längst vollwertiges Familienmitglied geworden.

Die Morgentour durchs Quartier endet meist beim Biozentrum, in Max' Revier. Und hat er dort dem Treiben lange genug zugesehen, zieht es auch ihn in den Hinterhof zu seiner Schwester Syra, die mit Branco bereits auf ihren Bruder wartet. Branco ist ein weiterer Kater aus der Nachbarschaft. Zusammen sind die drei die allseits bekannte «Troika». Deren unangefochtener Chef ist: Ja, wer wohl? Max natürlich.

In seinem Quartier gelingt ihm etwas Seltenes für eine Stadt: Er bringt die Nachbarschaft zusammen. Da ist der Hauswart des Biozentrums, der Max' Halter auch mal anruft, wenn etwas nicht ganz zu stimmen scheint. Da sind die Kinder aus dem Quartier, die Max namentlich grüssen. Und nicht zuletzt all die Bekanntschaften, die während der gemeinsamen Spaziergänge entstehen.

tageswoche.ch/+sv4s5

×

Hanspeter Gysin war lange selber als Gewerkschafter tätig. Die Konflikte in der Unia sind für ihn Ausdruck eines Grundübels der modernen, durchprofessionalisierten Gewerkschaften.

Das läuft schief in den Gewerkschaften

“

Anlässlich von gewerkschafts-internen Personalkonflikten, die hin und wieder öffentlich ausgetragen werden, fällt mir als altem Gewerkschafter und Kenner der Strukturen immer wieder etwas auf: Die Besonderheiten eines gewerkschaftlichen Apparates im Verhältnis zu seinen eigenen Angestellten bleiben unbeachtet.

Im Grunde ist die heutige Gewerkschaft ein Zwitterding zwischen einer politischen Bewegung, die für Rechte kämpft und einer Versicherungsgesellschaft, welche die Dienstleistung «Sicherheit» verkauft. Innerhalb eines solchen Apparates sind die Vorgesetzten auf der einen Seite KollegInnen, mit denen man gelegentlich in Reih und Glied für bessere Arbeitsbedingungen in den Betrieben von Staat und Wirtschaft eintritt. Gleichzeitig sind sie im professionell-hierarchischen Betrieb jedoch Chefs mit Weisungsrechten gegenüber ihren Untergebenen.

Dazu kommt, dass die Gewerkschaft formal ein Verein ist, der einerseits über Statuten verfügt, die ein demokratisches Funktionieren bestimmen, andererseits aber von einer durchprofessionalisierten Direktion geführt wird. Diese wiederum hat die Angewohnheit angenommen, die Basis, von der sie einmal gewählt wurde, ziemlich selektiv und ganz im Sinne der Durchsetzung der in den Chefetagen entwickelten politischen Konzepte zu informieren.

Die Kader wollen nicht wahrhaben, dass sich Angestellte nicht derart selbst ausbeuten möchten wie sie selber.

Das ist auch der Grund dafür, dass in aller Regel bei Gewerkschaftswahlen keine AlternativkandidatInnen zu den von der Direktion gewünschten zur Verfügung stehen. Auch werden eigenständige politische

Konzepte kaum je von der Basis vorgeschlagen. Verschärft wird diese Trennung zwischen oben und unten dadurch, dass die Kader der Gewerkschaft kaum mehr, wie zu früheren Zeiten, aus den jeweiligen Berufen kommen und eine Ahnung davon haben, wie sich die Situation von Lohnabhängigen in körperlich anspruchsvollen oder stressbelastenden Berufen anfühlt.

Oft werden GewerkschaftssekretärInnen heute direkt ab der Universität oder Hochschule engagiert und ohne entsprechende fachliche Einführung auf Mitgliederwerbung geschickt. Mit wachsender Grösse und Komplexität der Aufgaben wurden ausserdem von den Gewerkschaftsleitungen Managementmethoden von der (neoliberal geprägten) Privatwirtschaft übernommen. Diese mögen Schmiermittel für das Funktionieren des Apparates sein, dem Gedanken der Transparenz und des demokratischen Funktionierens sind sie vollkommen entgegengesetzt.

Der innere Widerspruch der NGOs

In einer Gewerkschaft steigen oft diejenigen Leute auf, die emotionales, manchmal aufopferndes Engagement an den Tag legen. Dieser Enthusiasmus, Gutes tun zu wollen, kann die Sinne trüben. Diese Leute wollen oft nicht wahrhaben, dass lohnabhängige Angestellte manchmal nicht im selben Masse Selbstausbeutung betreiben möchten wie sie. Auch der Umgang mit Subalternen, die nicht alle ihre (politischen) Wertvorstellungen teilen, lässt unter diesen Umständen oft zu wünschen übrig.

Nach aussen muss also die Einhaltung guter Arbeitsbedingungen gefordert werden, die im Inneren einzuhalten oft schwerfällt. Dieser Widerspruch kommt bei NGOs mit sozialem Anliegen öfter vor.

Eine weitere Rolle spielt die interne Schulung. Findet eine solche überhaupt statt, zielt sie primär auf das Marketing zur Gewinnung neuer zahlender Mitglieder ab. Eine politische, vertiefende Weiterbildung wird von den gewerkschaftseigenen Bildungsinstituten keine angeboten. So konzentriert sich das Geschäftskonzept darauf, durch Mitgliederzuwachs immer mehr Geld für zentral besteuerte Kampagnen zu akquirieren, die dann von bezahltem Personal durchgeführt werden.

Die Eigeninitiative der Basismitglieder wird dabei durch eine Dienstleistung ersetzt. Gleichzeitig geht der Gedanke der Solidarität verloren. Unter all diesen

Umständen wird nicht belohnt, wer in der Lage ist die aktivste Basisgruppe in einem Betrieb und seinem Umfeld aufzubauen, sondern, wer die (leichter messbaren) grössten Werbeerfolge aufweisen kann.

Schwebt Mitarbeitern eine andere Gewerkschaftspolitik vor, bleibt ihnen nur, leer zu schlucken oder zu gehen. Dies alles ist die Ursache für eine überdurchschnittliche Personalfuktuation, die viel kostet.

Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine andere Gewerkschaftspolitik vorschwebt, bleibt ihnen nur, leer zu schlucken oder zu gehen.

Eine Möglichkeit für eine Entwicklung zurück zum Bewegungsgedanken sehe ich nur darin, die Gewerkschaft zu enthierarchisieren. Ausserdem müssen der Basis, wie auch den Gewerkschaftsangestellten, die vom Lohn abhängen, im offenen Dialog die gebührenden Mitbestimmungsmöglichkeiten zurückgegeben werden. Dass es dazu einer Jagd nach mehr und mehr (passiven) Mitgliedern bedarf, widerspricht für mich dem Postulat einer Basisbewegung, die für Rechte kämpft.

Bei aller Kritik: Die Gewerkschaft ist und bleibt unverzichtbar als Gegenpol zum Kapital, welches unser ganzes gesellschaftliches Leben dominiert – auch wenn man sich eine bessere wünschen würde.

tageswoche.ch/+5xeor

×

Mehr zum Thema «Die Unia duldet keinen Arbeitskampf in den eigenen Reihen»: www.tageswoche.ch/+pb8zr

”

Hanspeter Gysin war von 1997 bis 2007, bis zu seiner Pensionierung, Mitarbeiter der GBI/Unia und in dieser ganzen Zeit Präsident der vom Gewerkschaftspersonal gewählten Personalkommission.

Ständeratswahl BS

Wüest-Rudin nimmt es mit Fetz auf

von Yen Duong

Anita Fetz (SP) bekommt doch noch einen Gegner bei den Ständeratswahlen: David Wüest-Rudin von der GLP will ihr den Sitz nun definitiv streitig machen. Der 45-jährige Parteipräsident der Basler GLP wurde am Mittwochabend im Restaurant «Parterre» an einer ausserordentlichen Mitgliederversammlung als Ständeratskandidat der Grünliberalen nominiert. Der Entscheid fiel einstimmig bei zwei Enthaltungen. Wüest-Rudin machte seine Ambitionen für den Ständerat schon vor zwei Wochen bekannt.

Es könne nicht sein, dass ein so wichtiges Mandat praktisch in stiller Wahl erfolge, sagte GLP-Vizepräsident Johannes Vontobel zu Beginn der Versammlung.

«Ausdruck politischer Leidenschaft»

David Wüest-Rudin ist für das Beratungsunternehmen Bolz + Partner tätig, Präsident von Pro Velo beider Basel und leitete als Geschäftsführer eine lokale Spitexorganisation. Der Grossrat begründete seine Motivation für die Kandidatur vor den Mitgliedern folgendermassen: «Es ist ein grosses Ziel von mir, Bundes-

parlamentarier zu werden. Eine Wahl wäre Ausdruck meiner politischen Leidenschaft.» Ausserdem gehe es auch darum, die Grünliberalen im Wahljahr vorwärtszubringen.

Wüest-Rudins Chancen gegen Fetz sind minim – dessen ist er sich bewusst. «Gross sind die Chancen nicht. Aber wir müssen der Bevölkerung eine Auswahl bieten», sagte er.

Die bürgerlichen Parteien FDP, LDP, CVP und SVP haben es wieder einmal nicht geschafft, sich auf einen gemeinsamen Kandidaten zu einigen. Der LDP-Erziehungsdirektor Christoph Eymann sagte vor Kurzem als Ständeratskandidat ab, weil ihn offenbar nicht alle bürgerlichen Parteien unterstützen wollten. Schwierigkeiten gab es bereits 2011. Damals verweigerte der CVP-Parteitag dem SVP-Ständeratskandidaten Sebastian Frehner die Unterstützung. 2007 war der damalige LDP-Grossrat Andreas Albrecht chancenlos gegen Anita Fetz geblieben. Wüest-Rudin geht nicht davon aus, dass ihn die bürgerlichen Parteien offiziell unterstützen werden.

Anita Fetz sitzt seit Ende 2003 im Ständerat. Eigentlich hätte sie im Herbst aufhören müssen. Doch die SP-Delegiertenversammlung setzte die Amtszeitbeschränkung ausser Kraft, um ihr eine erneute Amtsperiode zu ermöglichen. Auf Wüest-Rudins Entscheid reagiert Fetz kühl: «Ich habe damit gerechnet, dass es noch zu einer Profilierungskandidatur kommen wird.»

tageswoche.ch/+1t8z7

Einkommen

Verdienen Sie spitze?

von Felix Michel

Wie sind die Einkommen in der Schweiz verteilt? Kriegen Topverdiener immer mehr? Solche Fragen seien in den letzten Jahren wieder häufiger aufgeworfen worden, sagt Brigitte Guggisberg, Geschäftsleiterin des WWZ-Forums, der Schnittstelle zwischen Universität und regionaler Wirtschaft.

Aus diesem Grund hat das WWZ gemeinsam mit dem Forschungsunternehmen BAK Basel die Einkommensverteilung in der Schweiz untersucht, die Daten werden unter verteilungsmonitor.ch publiziert. Erste Anhaltspunkte: Die Schere hat sich von 2007 bis 2012 etwas geschlossen.

«Für einen so kurzen Zeitraum ist die Veränderung beachtlich», sagt Martin Eichler, Chefökonom von BAK Basel. Dass die Einkommen gleicher verteilt sind, führt der Ökonom auf einen schwächeren Anstieg der höchsten Einkommen zurück. Zudem seien die Armuts- und die Sozialhilfequote rückläufig gewesen, was sich auf das untere Ende des Einkommensspektrums auswirkt.

**Gehören Sie zu den Topverdienern?
Oder zu den Einkommensschwachen?**
Machen Sie den Test unter:

tageswoche.ch/+azq0h

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Jean-Paul Boëtius

von Christoph Kieslich

Niederländische Fussballer hatte es in den Reihen des FC Basel schon lange nicht mehr. Adrie van Kraay war der erste (1984 bis 1985), André Sitek mit seinen 70 Spielen und 56 Toren für den FCB zwischen 1991 und 1993 derjenige, der die tiefsten Spuren hinterlassen hat. Und Marco Sas in der Saison 1997/98 war der letzte Rotblau aus den Niederlanden.

Der nächste, der jetzt auf einer Flussfahrt rheinaufwärts zu seinem neuen Club gelangt, heisst Jean-Paul Boëtius, der bei Feyenoord Rotterdam gross geworden ist und nun einen Vierjahresvertrag mit dem FC Basel unterschrieben hat.

Der FCB fasste den Flügelstürmer ins Auge, nachdem er vergangene Woche Derlis Gonzalez für eine Ablöse von geschätzt über zehn Millionen Euro an Dynamo Kiew abgegeben hatte. Mit dem Paraguayer verlor der FCB Schnelligkeit im Offensivspiel, Sportdirektor Georg Heitz deutete an, dass man dies zu kompensieren trachte.

Erstes Spiel, erstes Tor

Boëtius, am 22. März 1994 in Rotterdam geboren und mit Wurzeln in Surinam, ist eine der grossen Versprechungen des niederländischen Fussballs. In der Eredivisie ging sein Stern kometenhaft auf, als er am 28. Oktober 2012 von Feyenoord-Trainer Ronald Koeman aus dem Hut gezaubert wurde und in der Startelf gegen Ajax Amsterdam auftauchte, ohne dass er zuvor zum Aufgebot der ersten Mannschaft gehört hätte. Der 18-Jährige markierte schliesslich in seinem ersten Spiel auch sein erstes Tor.

Eineinhalb Jahre später, am 5. März 2014, debütierte er in Paris gegen Frankreich im Nationalteam. Für Feyenoord, bei dem sein Vertrag bis 2016 lief, absolvierte er 64 Spiele (15 Tore) – mit seinem stärkeren rechten Fuss oft als Linksaussen eingesetzt. Zuletzt, so Beobachter des niederländischen Fussballs, stagnierte Boëtius' Entwicklung.

tageswoche.ch/+ydzzy



Alles Käse? Die neue Ausstellung dreht sich wieder ums Essen.

FOTO: KEYSTONE

Expo Milano 2015

Was auf den Tisch kommt

von Michel Schultheiss

Für Tausende von Schweizer Stadtmenschen ist eine stets reibungslose Nahrungsversorgung eine Selbstverständlichkeit. Wie kommen aber das Schnitzel, der Kopfsalat oder auch nur das Glas Wasser auf den Tisch? Genau diesen Abläufen im Hintergrund widmet sich der zweite Teil des Basler Beitrags an der Expo Milano 2015. Unter dem Motto «La cena è pronta» geht die Ausstellung der nachhaltigen Ernährung in der Stadt nach. Sie ist Teil der gemeinsamen Präsentation von Basel, Genf und Zürich zum Thema «Urban Food Innovations», welche bis zum 12. September in den vier Silotürmen des Schweizer Pavillons zu sehen sein wird.

Die Idee geht auf eine Forschungsarbeit des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) zurück. Die stark globalisierte Kette zwischen Produktion, Transport und Entsorgung bildet dabei das Rückgrat. «Uns geht es um die Perspektive auf Essen und Ernährung als System und Kreislauf», erklärt Heidrun Moschitz vom FiBL. In den Industrieländern sei etwa eine Entfremdung zwischen Konsumenten und Produzenten zu beobachten. «Die Ernährung ist anonym, austauschbar und abgekoppelt geworden», sagt Moschitz.

Die bereits vergangene Präsentation zum Thema Nahrungssicherheit ging in Kooperation mit dem Agrochemie-Konzern Syngenta über die Bühne – eine

Zusammenarbeit, die der Basler Regierung reichlich Kritik einbrachte. Bei der bevorstehenden Ausstellung handelt es sich ganz anders als bei ihrer Vorgängerin um eine unabhängig entstandene Expo-Präsentation, welche zusammen mit mehreren staatlichen Stellen wie etwa den IWB und der Stadtgärtnerei wie auch mit Stiftungen wie Pro Specie Rara konzipiert wurde.

Als eine der Hauptpartnerinnen ist dabei die Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW für die visuelle Gestaltung zuständig. Videos über Trinkwassergewinnung in den Langen Erlen oder Beiträge unter dem Titel «In Basel sind wir alle Gärtner» zum Thema «Urban Farming» sind Beispiele für die einzelnen Stationen. Freizeitgärten, die Sicherung der Wasserressourcen und Saatgut-Vielfalt sind weitere Punkte, die in Mailand zur Sprache kommen.

Symposium zu nachhaltiger Ernährung

Am 4. September soll an einem Symposium unter dem Titel «How to feed a city» der Frage nachgegangen werden, wie eine Stadt nachhaltig ernährt werden kann. «Wir hoffen, dass sich dieses Thema in einem weiteren Diskussionsprozess niederschlägt», sagt Heidrun Moschitz.

Auch Sabine Horvath, Leiterin Aussenbeziehungen und Standortmarketing, ist zuversichtlich: Wie sie in einer Zwischenbilanz festhält, haben bereits rund 170 000 Leute die Basler Ausstellung besucht, Umfragen unter italienischen Gästen fielen meist positiv aus. «Wir rechnen mit insgesamt 350 000 Besuchern für die ganze Ausstellungsreihe», sagt Horvath. Diese Präsenz ist in ihren Augen wichtig, um den norditalienischen Zielmarkt – gerade im Hinblick auf die Neue Eisenbahn-Transversale (Neat) – für die Region Basel gewinnen zu können.

tageswoche.ch/+5mgls

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Aeschlimann-Plachel, Anna Maria, von Rüderswil/BE, 19.07.1920–30.07.2015, Baselmattweg 193, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 12.08., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Fäh-Polz, Agnes, von Schänis/SG, 06.04.1921–01.08.2015, (wohnhaft gewesen Baslerstr. 10, Therwil), Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 10.08., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Kilcher-Hauser, Rosmarie, von Allschwil/BL, Himmelried/SO, 27.02.1942–02.08.2015, Rieschweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Koller-Allenbach, Alice, von Horgen/ZH, Bühler/AR, 20.07.1924–01.08.2015, Steinbühlallee 202, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Saladin-Hohler, Marie Therese Antoinette, von Nuglar-St. Pantaleon/SO, 27.10.1933–30.07.2015, Birkenstr. 9, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Scholer-Galli, Adolf, von Basel/BS, 30.06.1928–04.08.2015, Lettenweg 45, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 17.08., 15.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Schweizer, Marie Anna, von Titterten/BL, 02.09.1924–26.07.2015, (wohnhaft gewesen in Binningen, Hohlegasse 8), Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 13.08., 13.45 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Weber-Schlienger, Elsa, von Basel/BS, Riedholz/SO, 09.09.1927–31.07.2015, (wohnhaft gewesen Gitterlistr. 10, Liestal), Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Arlesheim

Holman, Lovelace Essuman Kwamina, von Niederdorf/BL, 30.04.1955–29.07.2015, Terrassenstr. 17, Arlesheim, wurde bestattet.

Basel

Andrist-Gschwind, Friedrich, von Basel/BS, 04.02.1931–24.07.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Bandelier, Edgard Constant Jules, von Courfaivre/JU, 27.03.1936–27.07.2015, Fischerweg 2, Basel, wurde bestattet.

Castiglione-Strano, Salvatore, von Italien, 01.01.1946–28.07.2015, Tangentenweg 46, Basel, wurde bestattet.

El Hussein-Forrer, Christine, von Alt St. Johann/SG, 09.01.1971–22.07.2015, Haltlingerstr. 4, Basel, wurde bestattet.

Escher, Andreas Rainer, von Zürich/ZH, 10.07.1947–18.07.2015, Marignanostr. 74, Basel, wurde bestattet.

Furrer, Felix, von Hasle/LU, 30.01.1965–31.07.2015, Solothurnerstr. 69, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gafner-Ramirez Ortiz, Alfred, von Beatenberg/BE, 01.05.1945–28.07.2015, Karl Jaspers-Allee 40, Basel, wurde bestattet.

Gasser-Klaus, Bertha Gertrud, von Belp/BE, 31.08.1924–21.07.2015, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Gueng-Schwarz, Franz Willi, von Basel/BS, 19.08.1932–31.07.2015, Blumenrain 32, Basel, Trauer-

feier: Montag, 10.08., 15.30 Uhr, Predigerkirche Basel.

Haldi-Hänni, Lisa, von Saanen/BE, 06.04.1933–31.07.2015, Wattstr. 15, Basel, wurde bestattet.

Hausmann, Fred, von Basel/BS, 26.04.1923–22.07.2015, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Heiniger, Monika, von Eriswil/BE, 30.01.1969–29.07.2015, Jurastr. 17, Basel, wurde bestattet.

Hürner-Bischofberger, Lilly, von Basel/BS, 23.04.1928–01.08.2015, Prattelerstr. 11, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.08., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Katzer-Lenz, Ingeborg Edith, von Deutschland, 21.12.1942–20.07.2015, Riehenstr. 64, Basel, wurde bestattet.

Kiefer, Andreas, von Basel/BS, 11.11.1958–27.07.2015, Güterstr. 79, Basel, wurde bestattet.

Knöpfli-Mesmer, Martha, von Ossingen/ZH, 20.06.1928–27.07.2015, Kohlenberggasse 20, Basel, wurde bestattet.

Michaud-Mayer, Alex René, von Basel/BS, 09.04.1937–18.07.2015, Helvetiaplatz 24, Basel, wurde bestattet.

Roth, Maria, von Ebnet-Kappel/SG, 12.12.1925–23.07.2015, Schopfheimerstr. 4, Basel, wurde bestattet.

Segginger, August Karl, von Laufen/BL, 03.03.1925–24.07.2015, Hirzbrunnenstr. 50, Basel, wurde bestattet.

Siefert-Steurethaler, Ernst, von Basel/BS, 31.07.1944–26.07.2015, Vogesenstr. 59, Basel, wurde bestattet.

Strahm-Kneubühl, Jeanne, von Strengelbach/AG, 23.11.1927–30.07.2015, Peterskirchplatz 1, Basel, Trauerfeier: Montag, 10.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Studer-Gerlach, Karl Theodor, von Schüpfheim/LU, 28.03.1937–

29.07.2015, Sierenzerstr. 71, Basel, wurde bestattet.

Sutter-Walter, Betty, von Niederdorf/BL, Arboldswil/BL, 10.04.1926–01.08.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Trutmann-Petermann, Madeleine, von Kißnacht/SZ, 14.12.1924–28.07.2015, Thiersteinallee 54, Basel, wurde bestattet.

Wagner, Manfred Alois, von Basel/BS, 15.02.1935–19.07.2015, Bruderholzallee 172, Basel, wurde bestattet.

Weissenberger-Saupp, Emilie Anna, von Basel/BS, 18.08.1921–04.07.2015, Sperrstr. 100, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zimmermann-Tschudin, Ruth, von Ennetbürgen/NW, 01.10.1926–25.07.2015, Horbürgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Zwahlen, Martha, von Guggisberg, 11.07.1924–18.06.2015, Im Burgfelderhof 30, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 12.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Birsfelden

Wiesner, Anna Frieda, von Bubendorf/BL, 28.07.1937–02.08.2015, Rütthardstr. 3, Birsfelden, Abdankung: Donnerstag, 27.08., 14.00 Uhr, Besammlung in der röm.-kath. Kirche Muttentz.

Münchenstein

Bussmann-Kessler, Annaliese, von Eglzwil/LU, 27.08.1937–02.08.2015, Lärchenstr. 22, Münchenstein, Abschied im engsten Familienkreis.

Iten-Reichmuth, Margartha, von Unterägeri/ZG, 28.06.1930–02.08.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Abdankung und Urnenbestattung: Mittwoch, 12.08., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Koch-Galli, Esther, von Basel/BS, 18.01.1946–01.08.2015, Grellingerstr. 60, Münchenstein,

Abdankung: Donnerstag, 13.08., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Minder-Gerber, Yvonne, von Basel/BS, Huttwil/BE, 26.06.1936–25.07.2015, Kreuzmattweg 7, Münchenstein, Abdankung und Urnenbestattung: Dienstag, 11.08., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Muttentz

Blunier, Willy, von Trub/BE, 24.04.1950–24.07.2015, auf dem Güterbahnhofplatz, Muttentz, Beisetzung: Freitag, 07.08., 11.00 Uhr, Friedhof Muttentz.

Bützer-Klem, Irma, von Teuffenthal/BE, 30.01.1926–02.08.2015, Gartenstr. 105, Muttentz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Masson-Baumann, Alphonse, von Muttentz/BL, 23.06.1931–28.07.2015, St. Jakobs-Str. 2, Muttentz, Trauerfeier: Freitag, 07.08., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttentz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttentz.

Theiler-Bundi, Anna, von Muttentz/BL, Simplon/VS, Zwischenbergen/VS, 25.07.1927–29.07.2015, Tramstr. 83, APH zum Park, Muttentz, Trauerfeier: Freitag, 14.08., 13.30 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttentz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttentz.

Riehen

Brubacher-Herzog, Georg, von Riehen/BS, Basel/BS, 01.04.1923–28.07.2015, Im Hirschalm 33, Riehen, wurde bestattet.

Häberli-Seifert, Elsa, von Riehen/BS, Basel/BS, 13.06.1920–25.07.2015, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

Mlodzik-Jelinek, Otakar Ferdinand, von Riehen/BS, 11.09.1933–30.07.2015, Bahnhofstr. 23, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch,

12.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Morandini-Siegmann, Paula Emma, von Riehen/BS, 21.12.1932–03.08.2015, Grendelgasse 7, Riehen, wurde bestattet.

Ros-Falbriard, Georgette, von Basel/BS, 02.12.1930–27.06.2015, Im Hirschalm 45, Riehen, wurde bestattet.

Schmelzle, Erna, von Basel/BS, 05.11.1931–24.07.2015, Fürfelderstr. 47, Riehen, wurde bestattet.

Röschenz

Frey-Koller, Cyrill Josef, von Laufen/BL, 17.01.1938–31.07.2015, Brombergstr. 22, Röschenz, Trauergottesdienst: Freitag, 07.08., 14.15 Uhr, röm.-kath. Kirche St. Anna, Röschenz, anschliessend Beisetzung.

Zeglingen

Sutter-Rickenbacher, Alice, von Zeglingen/BL, 18.08.1924–23.07.2015, Häfelfingerstr. 8 (mit Aufenthalt im Zentrum Ergolz, Ormalingen), Zeglingen, Trauergottesdienst: Freitag, 07.08., 14.00 Uhr, Kirche Kilchberg, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Begriffe sind politisch nicht unschuldig. Was uns viel bedeutet, müssen wir auch richtig bezeichnen können.

Die Demokratie verträgt keine halben Sachen

von Andreas Gross

Wenn die öffentliche Diskussion gleichsam die Seele der direkten Demokratie ist, dann wird deutlich, welche riesige Bedeutung der Sprache zukommt. Da wäre zum einen die individuelle Ausdrucksfähigkeit: Wer sich, seinen Problemen und seiner Sicht der Dinge nicht Ausdruck verleihen kann, kann weder gehört werden noch sich je verstanden fühlen. Wer nicht lesen und zuhören kann, kann sich auch nicht verständigen. Und wer ebenso wenig hören wie gehört werden kann, kann sich weder mit noch zu anderen finden. Er bleibt allein. Wer allein bleibt, ist politisch ohnmächtig. Denn politische Macht kann er nur mit anderen zusammen entfalten.

Zum anderen ist da die Wahl der Begriffe: Begriffe erschliessen uns Wirklichkeiten, ordnen diese, bilden sie ab, eröffnen Perspektiven und Handlungsoptionen. Sie sind kulturell besetzt, unter Umständen historisch gar belastet. Sie transportieren vergangene Weltansichten, Wertungen, Zusammenhänge. Solche, die nicht allen immer bewusst sind. Begriffe, die andere bewusst einsetzen, um eine bestimmte Wirkung oder Veränderung zu erzielen.

Solche Begriffe sind eigentliche Codes. Für Botschaften, die nicht immer einfach zu erschliessen, zu decodieren sind. Sie können Altes mit Gegenwärtigem mischen, um ganz bestimmte Vorstellungen von der Zukunft zu eröffnen, während sie andere Optionen verbarrikadieren.

Asylbewerber oder Asylanten

So macht es einen Unterschied, ob wir von «Asylbewerbern» reden oder von «Asylanten», die dem Wort nach den Querulanten und Vaganten nahestehen. Es macht auch einen Unterschied, ob wir vom «Volk» sprechen, wenn wir die Bürgerinnen und Bürger der Schweiz meinen, und dabei offen lassen, dass zu diesem Volk auch jene gehören, die zwar keinen roten Pass haben, von unseren Beschlüssen aber genauso betroffen sind und somit eigentlich auch zum «Demos» einer Demokratie gehören.

Oder wenn wir mit dem Begriff eben nicht zum Ausdruck bringen, dass sich «unser Volk» seit 1848 stets aus verschiedenen Völkern zusammensetzte – eingedenk, dass in der Schweiz ein politisches Volksverständnis herrscht und kein völkisch «homogenes». Darum braucht es auch für eine zu bauende europäische transnationale



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler, SP-Nationalrat und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
[tageswoche.ch/themen/Andi Gross](https://tageswoche.ch/themen/Andi_Gross)

Demokratie keinen neuen Begriff wie «Demoikratie», die Mehrzahl des griechischen Demos. Denn unter dem «Demos» der Demokratie wurde seit je nur in Ausnahmefällen ein homogenes Volk mit gleicher Kultur, Sprache und Geschichte bezeichnet.

In der Politik geht es auch um den Kampf um Begriffe: Nichts Falsches als richtig und nichts Richtiges als zweifelhaft erscheinen zu lassen.

Und wie steht es um die «Politik»? Etwa in der Frage, was uns denn «die Politik» in Zukunft bringe? Oder wenn es heisst, eine Sache müsse «von der Politik» entschieden werden? Haben wir vergessen, dass hierzulande alle Bürgerinnen und Bürger zu dieser «Politik» gehören? Oder wollen wir bewusst unterschlagen, dass wir anders als anderswo mitentscheiden, also auch sprachlich angesprochen und nicht einfach ignoriert werden sollten?

In der Politik geht es also auch um den Kampf um Begriffe. Darum, nichts Falsches als richtig und nichts Richtiges als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Dies kann durchaus auch subtil und nicht frei von historischen Kontexten geschehen.

So wurde in der BRD die direkte Demokratie lange als «plebiszitäre Demokratie» bezeichnet und Volksrechte als «plebiszitäre Elemente» diskreditiert. Ein Plebiszit ist nur ein autoritär geprägter Sonderfall unter den Volksentscheiden; einer, der «von oben» und meist nicht ohne Hintergedanken und Suggestion präsidial angesetzt worden ist (siehe Beitrag vom 4. Juli). Auch Hitler hat Plebiszite organisiert. Und die Erfahrungen mit der Manipulierbarkeit der Bürger war ein wesentlicher Grund, weshalb die deutschen Verfassungsgeber 1947/1948 die direkte Demokratie im neuen Grundgesetz marginalisiert hatten.

Begriffsmonster «halbdirekt»

Bewusst oder unbewusst diskreditierend ist auch die in der Schweiz seit etwa 15 Jahren gebräuchlich gewordene Redensart von der «halbdirekten» Demokratie. Ein begriffliches Ungetüm! Haben Sie schon mal eine «halbschwangere» Frau getroffen? Genauso ist auch «halbdirekt» ein Widerspruch in sich während «plebiszitärdemokratisch» eine unsinnige Verdoppelung des «Volkes» in sich birgt (einmal griechisch, einmal lateinisch). «Halbdirekt» suggeriert auch, es könnte noch etwas Direkteres geben, und meint damit, dass eine «echte direkte Demokratie» eine reine Versammlungsdemokratie wäre.

Womit wir ganz in der Vormoderne wären, wo vermeintlich Demokratisches mit dem heutigen Demokratieverständnis wenig gemein hat. So gehörten im alten Athen keine zehn Prozent der Bürger zum «Demos». Und öffentliche Versammlungen mögen gut sein für die Diskussion – sofern die Versammelten voneinander wirtschaftlich unabhängig sind, sich eine eigene Meinung also leisten und sich Gehör verschaffen können. Doch grundrechtlich gibt es in Versammlungen keinen Schutz – weder für die Minderheit noch für die Andersdenkenden. Und der Exekutive sind Bürgerversammlungen immer lieber als Parlamente, da der Informationsvorsprung enorm und die Kontrollmöglichkeiten minim sind.

Von «halbdirekt» kann also bewusst nur reden, wer meint, eine direkte Demokratie benötige kein Parlament – was ebenso falsch wäre wie die Vorstellung, die Wahlen ins Parlament seien die einzig legitime Form der demokratischen Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger.

tageswoche.ch/+uzrkb

×

Der Agrarsektor steht in der Schweiz sogar über Sparzielen. Dabei würde vieles für weniger Rücksicht sprechen.

Guter Boden für Bauern

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Die Buure-Zmorge zum 1. August erinnerten wieder einmal daran, dass die Bauern ein wichtiger Pfeiler der schweizerischen Gesellschaft sind. Wichtig zum Teil aus Gründen der Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, wichtig auch als Pfleger unserer Landschaft. Doch sind sie auch wichtig für unsere kollektive Identität?

Manches würde für eine Haltung gegenüber der schweizerischen Landwirtschaft sprechen, die weniger Rücksicht nimmt, als es traditionell der Fall ist: Die mengenmässig bescheidene Bedeutung des Agrarsektors – vier Prozent aller Beschäftigten, ein Prozent des Bruttoinlandprodukts, das im Vergleich mit anderen Ländern moderate «Bauernhofsterben» im Kontext einer ohnehin unvermeidlichen Strukturbereinigung – sodann das Gebot der Opfersymmetrie, wenn auch andere, ihrerseits wichtige Sektoren Abstriche hinnehmen müssen.

Meister der Imagpflege: Die Agrarbranche inszeniert sich gekonnt als Grundpfeiler der Schweiz.

FOTO: KEYSTONE



Warum wird all dem wenig bis gar nicht Rechnung getragen? Warum die Ausnahme, wenn ansonsten flächendeckend Sparübungen angesagt sind? Die vorgesehene Kürzung von 56 Millionen im Agrarbereich wurde kürzlich als einzige Ausnahme fallen gelassen, obwohl sie bei den Milliarden-Subventionen nicht übermässig wehtun hätte.

Warum sieht das Alkoholgesetz eine komplizierte Regelung vor, die den Schnapsbrennern und ihren Obstlieferanten vorteilhafte Bedingungen bietet? Warum sollen Bauland-Bauern Steuerprivilegien erhalten, die den unter Spardruck stehenden Fiskus jährlich 200 Millionen Franken kosten? Warum ist in der Volkammer eine Mehrheit für eine Erschwerung von Lebensmittelimporten (mit der Aufhebung des Cassis-de-Dijon-Prinzips) zustande gekommen?

Exzellentes Lobbying

Das enorme und irgendwie erstaunliche und darum auch erklärungsbedürftige Entgegenkommen könnte man mit dem bäurischen Herkommen der schweizerischen Gesellschaft begründen, mit der bereits jahrhundertealten Ideologie, dass die Schweiz im Unterschied zu Nachbarländern ein Bauernstaat sei. Aber auch mit der jüngeren, «nur» etwas mehr als 100 Jahre alten und noch immer lebendigen Ideologie, dass das Bauernmilieu ein Jungbrunnen sei und zugleich einen Damm gegen die Zersetzung- und Zerfallerscheinungen des modernen Lebens bilde.

Diese in den Tiefenschichten des kollektiven Bewusstseins abgelagerten Auffassungen erleichtern den erfolgreichen Kampf für die Bauerninteressen. Die Haupteklärung liegt aber in der exzellenten und gut funktionierenden Organisation der Interessenvertretung.

Selbst SP-Präsident Christian Levrat stimmte gegen Einschränkungen der Agrarförderung.

Treuherzig beteuert CVP-Nationalrat Markus Ritter als Präsident des Schweizerischen Bauernverbands (SBV) in der NZZ, dass man im Gegensatz zu anderen Branchen «keine bezahlten Lobbyisten habe, die in der Wandelhalle grosse Versprechungen und kleine Deals machen». Für die im «Landwirtschaftsclub» zusammengefassten Bundesparlamentarier, die sich in grosser Zahl und zuweilen mit nicht weniger grosser Vehemenz für die Landwirtschaft einsetzen, mag er die Bezeichnung des «Lobbyismus» nicht verwenden. Das sind allesamt einfach vom Volk gewählte Politiker.

Offenbar besteht ein Zusammenhang zwischen Wahlchancen und Unterstützung der Bauernsamen. Darum hat auch der aus Bulle («Terre de Gruyère») stammende SP-

Präsident und Jurist Christian Levrat im Ständerat nicht für Einschränkungen der Landwirtschaftsförderung gestimmt, obwohl er dies gemäss Parteilinie eigentlich tun müsste. Die ansonsten stets lauthals gegen Subventionen und Bürokratie schimpfende SVP ist quasi durchwegs für die Unterstützung der Bauern. Einmal gab es einen halben Ausrutscher, als der Industrielle Blocher als Bundesrat 2004 an der Olma gegen die «Agrarbürokratie» polemisierte (schuld waren da aber nicht die Bauern, sondern die Beamten der Bundesverwaltung); er forderte eine Nahrungsmittelproduktion ganz ohne staatliche Lenkung und Unterstützung.

Einigermassen konsequent kritisiert wird die Agrarlobby von Avenir Suisse, Economie Suisse und FDP: Der Zürcher Nationalrat Ruedi Noser, Präsident der Wirtschaftskommission, geht sogar so weit, den Bauern vorzuwerfen, sie würden die Bundeskasse als Selbstbedienungsladen betrachten. Abweichend positioniert sich innerhalb der FDP Nationalrat Jacques Bourgeois (Freiburger wie Levrat), was seiner Funktion als Direktor des SBV geschuldet ist.

Selbst gutbürgerliche Zeitungen bringen ihre Unzufriedenheit mit der Bauernpolitik deutlich zum Ausdruck. So schrieb die NZZ, Bauernvertreter würden die politische Grosswetterlage geschickt nutzen, um mehr Subvention und Marktabstottung herauszuholen. Und: Das Parlament erfülle den Bauern fast jeden Wunsch. Die Vorstösse der Landwirtschaftsvertreter würden scheibchenweise vorgebracht und so unter dem Radar der Reform-Allianz laufen.

Es wird auch darauf aufmerksam gemacht, dass es der Bauernlobby gelingt, Nichtbauern in ihre Interessenmaschine einzubauen, so beispielsweise den Schaffhauser SVP-Ständerat Hannes Germann, ehemaliger Lehrer, Betriebsökonom, Finanzfachmann. Als Präsident des Gemüsebauern-Verbands wacht er jetzt auch über die Tomaten- und Blumenkohlproduktion, so die «NZZ am Sonntag».

Das eben zitierte Blatt schlägt harsche Töne an: Die Bauern hätten es geschafft, ihre Industrie (!) abzuschotten und jährlich Milliarden von Franken an Subventionen zu erhalten; ihren Erfolg würden sie einem verklärten Landwirtschaftsbild, einer hervorragenden Organisation und harten Einschüchterungsmethoden verdanken.

Städter mögen wegen ihrer urbanen Lebenswelt wenig Verständnis für die Nöte der Landwirtschaft und als Konsumenten nur ihre eigenen engen Interessen im Kopf haben. Oder sie verbinden mit Bauerntum das Bild des einsamen Landmanns mit seinem 17-Stunden-Tag, möglicherweise an steilen Berghängen. Es gibt die schutzbedürftigen Kleinbetriebe, tonangebend dürften aber die Grossen sein.

Der vom Bund zusammengestellte und in echtem Bauerndeutsch betitelte «Swiss Agriculture Outlook» prognostiziert, dass es, ausgehend vom jetzigen Bestand von 55 000 Bauernbetrieben, in den Jahren 2014

bis 2024 eine Aufgaberate von rund zwei Prozent geben, ein wichtiger Teil der aufgegebenen Betriebe aber von bestehenden Höfen absorbiert werde, so dass die überlebenden Höfe grössere Flächen bearbeiten und über ein weiter ansteigendes Einkommen verfügen würden. Diese Konzentration wird von der Kleinbauern-Vereinigung beklagt, sie wüsste sich, dass die kleinen Betriebe in «junge Hände» gingen, die es durchaus gebe.

Die aus Eigeninteressen agierenden Kräfte stützen sich auf eine Autarkie, die es so nie gegeben hat.

Ohne hochprofessionelle Organisation wären nicht innert drei Monaten 150 000 Unterschriften zusammengekommen für eine Initiative, die sich in einer Schweiz, in der Versorgungsüberfluss herrscht, für «Ernährungssicherheit» stark macht. Die aus engen Eigeninteressen agierenden Kräfte brandmarken den freien Agrarhandel als nationale Gefahr und stützen sich indirekt auf alte Autarkiemodelle, die nie der Wirklichkeit entsprochen haben – auch nicht während des Aktivdienstes 1939–1945. Moderne Landwirtschaft war schon früher und ist auch heute stark abhängig von importierten Düng- und Futtermitteln, Saatgut und Treibstoff – und nicht zuletzt auch von importierten Arbeitskräften.

Der Anpassungsschock kommt

Zum Interessenkonglomerat gehören nicht nur die Landarbeiter auf der Scholle, sondern auch die Hersteller von Landwirtschaftsmaschinen, die Lieferanten von Pflanzenschutzmitteln, das Baugewerbe, das Ställe und Silos baut, in bescheidenem Ausmass wohl auch die Banken, die Investitionskredite zur Verfügung stellen.

Gordana Mijuk und Michael Furger von der «NZZ am Sonntag» machen die Durchschnittsinformierten im bereits erwähnten Artikel darauf aufmerksam, dass hinter den Bauern der Milliarden-Konzern Fenaco steht (eine der 40 grössten Schweizer Firmen). Er ist als Genossenschaft im Besitz von 43 000 Anteilhabern, die in den Genuss von sechs Prozent Zinsen kommen. Fenaco ist in Schlüsselbereichen sowohl für den Einkauf wie den Verkauf tätig und nimmt eine starke Machtstellung ein.

Der Bauernlobby gelingt es im Moment noch, ihre Interessen durchzusetzen. So muss man damit rechnen, dass Öffnungsschritte leider erst möglich sind, wenn einmal mehr Druck von aussen kommt. Wenn sich EU und USA auf ein Freihandelsabkommen einigen, wird sich die Schweiz im Interesse ihrer Gesamtwirtschaft um eine Beteiligung bemühen müssen. Dies könnte dann mit grosser Wahrscheinlichkeit für die Bauern zu einem heftigen Anpassungsschock führen.

tageswoche.ch/+mh55m

×

Der neue Kantonsbaumeister gestaltet Basels Zukunft und will dabei das grosse Ganze nicht aus den Augen verlieren.

«Die Stadt ist nie fertig gebaut»

von Yen Duong

Seit dem 1. April ist Beat Aeberhard Leiter Städtebau und Architektur im Bau- und Verkehrsdepartement Basel-Stadt und somit Nachfolger von Fritz Schumacher. Zuvor war er Stadtarchitekt in Zug. Dass er erst seit Kurzem in Basel lebt, merkt man ihm nicht an. Erstaunlich gut kennt sich Aeberhard hier schon aus. Der 46-Jährige ist seit seiner Ankunft viel herumspaziert in der Stadt.

Herr Aeberhard, Sie sind von Zug nach Basel gezogen. Für welches Quartier haben Sie sich entschieden?

Momentan leben wir im St. Johann.

Was war der ausschlaggebende Grund für das St. Johann?

Bei diesem angespannten Wohnungsmarkt ist es sicher auch Zufall, dass wir nun dort leben. Aber das St. Johann ist ein span-

nendes Quartier: Es ist sehr durchmischt, im Umbruch, und es herrscht eine gute Stimmung. Das mag ich. Wir werden jedoch nicht im St. Johann bleiben. Für eine vierköpfige Familie ist eine Dreizimmerwohnung auf Dauer zu klein. Wir ziehen ins Neubad.

Sie mögen es also eher ruhig und idyllisch?

Nein. Das Neubad ist eine neue Situation für mich und meine Familie, wir werden uns umgewöhnen müssen. Bis anhin wohnen wir in der Zuger Altstadt, da wird es gerade im Sommer bis in alle Nacht recht lebhaft. Zuvor in Zürich und New York lebten wir ebenfalls in sehr urbanem Umfeld, es war alles andere als idyllisch. Letztlich hat sich das Neubad zufällig ergeben. Und für uns als Familie ist es sicher eine privilegierte Wohnlage.

Wie würden Sie Basel städtebaulich beschreiben?

Basel ist eine heterogene Stadt. Hier prallen unterschiedliche Welten aufeinander. So gibt es einerseits eine sehr idyllische Altstadt. Auf der anderen Seite gibt es aussergewöhnlich dynamische Firmen-Areale, die alle einen eigenen Charakter haben und jeweils unterschiedlich in die Quartiere eingebettet sind. Es gibt spannende Quartiere aus der Gründerzeit wie das Matthäus oder das Gundeli und natürlich auch durchgrünte Nachbarschaften wie das Bruderholz. Das zeichnet Basel aus: die Unterschiedlichkeit und das Nebeneinander der verschiedenen Quartiere. Das finde ich an Basel faszinierend und erachte es als grosse Qualität der Stadt.

Was ist Ihnen bei Ihren Spaziergängen besonders aufgefallen?

Beat Aeberhard wurde von der Basler Regierung vor einem Jahr zum neuen Kantonsbaumeister ernannt. Der 46-Jährige ist in Zürich aufgewachsen und hat an der ETH Lausanne und Zürich Architektur studiert. Von 2009 bis Anfang 2015 war er Stadtarchitekt von Zug.



«In Basel prallen unterschiedliche Welten aufeinander», sagt der neue Kantonsbaumeister.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

In vielen Quartieren ist eine gewisse Aufbruchstimmung spürbar, nicht nur in den bekannten Entwicklungsgebieten im Dreispitz oder Basel Nord. Man sieht, dass dort etwas geschehen wird. Basel wächst. Zudem sind teilweise heftige Brüche innerhalb der Quartiere feststellbar. Im Kleinbasel etwa stehen beachtliche Häuser aus der Gründerzeit direkt neben banalen Betonbauten aus den Sechzigerjahren. Das hat eine gewisse Härte.

Wo sehen Sie Handlungsbedarf?

Ich glaube, aus dem öffentlichen Raum könnte man mehr machen. Der Münsterplatz hier vor meinem Büro ist ja wunderbar, doch an anderen Orten gibt es tatsächlich Defizite. Aber das ist ja erkannt.

Sie meinen etwa den Barfüsserplatz?

Ja. Dieser Platz wird seinem Potenzial in gestalterischer Hinsicht bei Weitem nicht gerecht. Der Barfüsserplatz könnte aufgrund seiner prominenten Lage als Visitenkarte der Stadt viel mehr leisten. Ich glaube, dass sich dies mit der Erweiterung des Stadtcasinos ändern wird. Die an einen Hinterhof erinnernde Situation wird bereinigt. Zudem wird auch die Anbindung zum Theaterplatz neu. Das ist städtebaulich eine grosse Chance.

Mehr könnte man auch aus dem Messeplatz machen, der nicht belebt ist.

Ich habe da einen anderen Eindruck. Das Beispiel Messeplatz zeigt exemplarisch, wie ein Platz funktioniert: Primär aufgrund seiner Nutzung oder seiner Anrainer. Die Messe hat eine gewisse Kadenz mit vielen Leuten. Während der Art beispielsweise geht auf diesem Platz die Post ab, momentan läuft nicht viel. Damit habe ich persönlich kein Problem, im Gegenteil: Ich finde das gut und spannend. Es ist richtig, dass sich ein öffentlicher Platz im Laufe des Jahres oder der Tageszeit wandelt. Auf einem Platz muss nicht immer irgendetwas passieren. Vor der Leere sollte man keine Angst haben.

Der Platz ist doch ein Loch.

Ich habe ihn mir dunkler vorgestellt. Als ich zum ersten Mal vom Vorhaben, den Messeplatz zu überbauen, hörte, hatte ich doch gewisse Zweifel, ob es überhaupt möglich ist, einen öffentlichen Platz zu überbauen. Aber ich finde, dass dies auf eine sehr geschickte Art gemacht worden ist – mit der seitlichen, fast intimen Fassung des Raums und der Öffnung mit Bezug zum Himmel.

Worauf legen Sie als Kantonsbaumeister städtebaulich viel Wert?

Auf eine qualitativ hochwertige Entwicklung des lebenden Organismus Stadt.

Das hört sich sehr allgemein an. Was verstehen Sie darunter?

Unsere Aufgabe ist es, Lebens- und Gestaltungsraum für alle zu schaffen – und damit meine ich wirklich alle: Bewohner, Gäste, Arbeitnehmende, Unternehmungen, Alte, Junge, Schweizer, Ausländer. Für eine lebendige Stadt ist die Durchmischung von Nutzungsarten und Bevölkerungskreisen entscheidend. Wir steuern hier nicht nur, sondern sehen uns auch in der Rolle des Koordinators. Wir vermitteln zwischen Bewohnerinnen und Bewoh-



«Wo genau liegt das Verkehrsproblem in Basel?»

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI

nern, Investoren und Politik. Die Stadt ist nie fertig gebaut.

Eine gute Stadtplanung ist also, wenn alle Interessen einigermaßen berücksichtigt werden?

Man kann nie alle berücksichtigen. Es braucht eine Haltung und eine Vorstellung davon, was man will. Man muss wissen, was man macht und warum man es ausgerechnet so macht. Der demokratische Prozess ist zwar oft mühsam und nicht unbedingt Garant für grosse Architektur, aber das Reiben an Widerständen und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Fragen führen letztlich zu stabileren Lösungen. Dazu braucht es einen Konsens. Und Konsens ist nicht gleichzusetzen mit faulem Kompromiss.

«Wir werden gefordert sein, gewisse Entwicklungen einzudämmen.»

Haben Sie eine städtebauliche Vision für Basel?

Ich will die Identität von Basel weiterstricken und stärken. Gewissermassen auf der DNA der Stadt aufbauen. So wie über Jahrhunderte der rote Sandstein stadtbildprägend war. Insofern bildet der qualifizierte Bestand eine wichtige Grundlage. Wir dürfen das grosse Ganze, das ich mal

Stadtidee nenne, nicht aus den Augen verlieren. Diese Idee wollen wir mit Pragmatismus verfolgen. Mit einer Haltung, die mit den Unwägbarkeiten und sich ständig ändernden Gegebenheiten eines Planungsprozesses umgehen kann, ohne das einmal vereinbarte Ziel beim ersten Widerstand über den Haufen zu werfen. Das ist keine einfache Aufgabe, gerade weil Basel sehr heterogen ist und die Quartiere so unterschiedlich funktionieren. Zudem werden wir gefordert sein, gewisse Entwicklungen einzudämmen.

Was meinen Sie damit genau?

Spektakelarchitektur, die einfach verpufft.

Haben wir denn Spektakelarchitektur in der Stadt?

Wenige. Das vom Volk verworfene Stadtcasino würde ich im Rückblick dieser Kategorie zuordnen. Es ist einfach nicht nötig und passend, überall mit spektakulären Bauten zu operieren. Dass Basel über eine hohe Baukultur verfügt, darüber herrscht Konsens. Genauer betrachtet ist es ein differenziertes Bild, das sich uns bietet. Da sind die global agierenden Firmen, die sich vor allem Architekten von Weltrang leisten. Dann gibt es eine breite, äusserst begabte Gruppe von Architekten, die vorzügliche Einzelbauten vornehmlich für Institutionen und Private bauen. Diese beiden ersten Kategorien tragen das Image von Basel als Architekturstadt in die Welt hinaus. Leider gibt es aber auch die Unbedarften und die Frivolen. Sie produzieren Spekulations-

architektur, die in ihrer kulturellen Gleichgültigkeit nach der Maxime des maximalen Volumenkonsums funktioniert. Und schliesslich gibt es eine ganze Generation von jüngeren, sehr talentierten Architektinnen und Architekten, die ebenfalls ihren Platz suchen. Sie zu fördern, ist Aufgabe der öffentlichen Hand.

Ihr Vorgänger Fritz Schumacher hatte Mühe mit dem Roche-Turm. Wie gefällt Ihnen der Bau?

Es ist unbestritten, dass der Roche-Turm einen Massstab-Sprung für diese Stadt darstellt. Er ist aber in erster Linie ein direktes Abbild unserer heutigen Gesellschaft und der wirtschaftlichen Prosperität. Vom städtebaulichen Kontext losgelöst, halte ich den Roche-Turm für ein gutes Bauwerk. Und er wird ganz klar dazugewinnen, wenn weitere Türme folgen. Diese werden auf der für das Roche-Areal entwickelten spezifischen Gebäudetypologie basieren und eine Ensemblewirkung entfalten.

Wie viele Hochhäuser erträgt die Stadt?

Da kann man keine Zahl nennen.

Hochhäuser scheinen in der Verwaltung eine Antwort auf die Wohnungsnot zu sein...

Sie sind lediglich eine von mehreren Möglichkeiten, neue Wohnungen oder Arbeitsplätze zu generieren. Es braucht mehr denn je innovative Vorstellungen davon, wie wir heute wohnen wollen. Die Vielfalt und die Durchmischung machen es aus. Ich glaube, die Zeit, in der man einfach Wohnungen ab der Stange baute, neigt sich langsam dem Ende zu. Zumal wir vor demografischen Herausforderungen stehen. Es braucht in Basel neue Modelle, neue Wohnformen. In Zürich ist man diesbezüglich schon weiter. Ich erhoffe mir beispielsweise einiges von der kürzlich gegründeten Genossenschaft «Wohnen und mehr», die andere Wohnmodelle erproben will. Meines Erachtens ist das auch der Kanton gefordert.

Eine verpasste Chance gegen die Wohnungsnot ist die 2014 abgelehnte Stadtrandentwicklung Ost. Haben Sie schon neue Pläne für das Gebiet?

Es wird dort nichts passieren. Den Volksentscheid gilt es zu respektieren.

Das Dossier bleibt also tatsächlich in der Schublade? Beim Präsidialdepartement hörte sich das anders an.

Ja. Wenn man den Volksentscheid ernst nimmt, muss man die Planungen ein paar Jahre ruhen lassen.

Schwierig sieht es auch für den Hafen aus. Der Widerstand ist riesig.

Das ist so. Ich bin allerdings zuversichtlich, dass man auf der Klybeckinsel eines Tages wohnen wird. Es ist normal, dass Veränderungen bei Menschen reflexartig Ängste auslösen. Einerseits wird das Quartier aufgewertet. Andererseits kann die Quartieraufwertung die Preise in die Höhe treiben. Das ist ein Interessenkonflikt. Dennoch bin ich überzeugt, dass alle von einer qualitativ hochstehenden Entwicklung am Hafen profitieren würden. Gerade die Schaffung von öffentlichem Freiraum am Rheinufer bietet ein grosses Potenzial.

Wie wichtig ist Ihnen die Stadtbildkommission?

Sehr wichtig. Die Kommission macht einen sehr guten Job.

Sie gerät immer wieder unter Beschuss.

Dass sie kritisiert wird, liegt in der Natur der Sache. Eine Kommission, die den Leuten «dreinredet», holt sich keine Kränze. Aber ihre Aufgabe ist es, die öffentlichen Interessen gegenüber den berechtigten Anliegen von Privaten zu wahren. Da gehören Auseinandersetzungen und Reibungen dazu. Am Ende profitieren jedoch alle von der Arbeit der Stadtbildkommission, weil letztlich niemandem das Stadtbild egal ist.

«Auf dem Lysbüchel-Areal soll es künftig beides geben: Gewerbe und Wohnen.»

Hat das Gewerbe aus Ihrer Sicht genügend Platz in der Stadt?

Das müssen Sie das Gewerbe fragen! Klar ist aber, dass es in der Stadt Platz haben muss für das Gewerbe. Wir verlieren viel, wenn das Gewerbe aus der Stadt abwandert.

Geplante Entwicklungen sprechen aber eine andere Sprache. Gerade auf dem Lysbüchel beim Bahnhof St. Johann fühlt sich das Gewerbe durch die Pläne der SBB und des Kantons verdrängt.

Auf dem Lysbüchel-Areal soll es künftig beides geben: Gewerbe und Wohnen. Die gewerblich nutzbaren Flächen sollen verdichtet werden, was die Zahl der Arbeitsplätze erhöht. Basel braucht aber auch Wohnungen zur Linderung des akuten Wohnungsmangels. Da Planungsprozesse

langfristig ausgerichtet sind, unsere Welt im Gegenzug aber immer schnelllebig wird, schlagen wir im Lysbüchel einen zweistufigen Bebauungsplan vor. Im ersten Schritt werden die übergeordneten Rahmenbedingungen gesetzt. In einem zweiten Schritt werden die genauen Bebauungsformen eruiert.

Aber das laute Gewerbe ist schon nicht mehr so erwünscht.

Sehen Sie, Basel wächst. Dass Basel wächst, gehört zur Qualität der Stadt. Das Wirtschaftswachstum tut uns allen gut und erleichtert mir als Kantonsbaumeister und meinen Mitarbeitenden die Arbeit. Zum Wandel gehört, dass ehemalige Industriegebiete zu gemischten Wohn- und Arbeitsgebieten werden. Auch auf dem Lysbüchel, wo ein Teil künftig neuen Nutzungen zugeführt werden soll, während der nördliche Bereich in der Zone 7, also der Industrie- und Gewerbezone, verbleibt. Dort ist es selbstverständlich weiterhin laut.

Gibt es eigentlich etwas, das Sie an Basel bei Ihrer Ankunft überrascht hat?

Ja. Die Verkehrsthematik. Ich beobachte mit einer gewissen Irritation, dass das Thema motorisierter Individualverkehr hier sehr emotional diskutiert wird. Wenn man von aussen kommt und weiss, dass es in Zürich oder selbst im kleinen Zug morgens und abends kein Durchkommen mehr gibt, fragt man sich: Und wo genau liegt das Verkehrsproblem in Basel? In Basel scheint mir diesbezüglich die Situation vergleichsweise komfortabel. Klar ist aber, dass es auf der Autobahn anders aussieht. Hier muss mit dem Rheintunnel eine Entlastung geschaffen werden. Die Umsetzung dieses Infrastrukturprojekts betrachte ich neben dem Herzstück der S-Bahn als massgebend für die Weiterentwicklung der Region.

tageswoche.ch/+53kzy

×

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero
Rheingasse 13

Schmaler Wurf
Rheingasse 10

SantaPasta
Rheingasse 47

SantaPasta
St. Johannis-Vorstadt 13

Mercedes Caffè
Schneidergasse 28

Jonny Parker
St. Johannis-Park 1

Café Frühling
Klybeckstrasse 69

Valentino's Place
Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre
Klybeckstrasse 1b

KaBar
Kasernenareal

Volkshaus
Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne
Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger
Unterer Rheinweg

Flora Buvette
Unterer Rheinweg

Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11

Hallo
Centralbahnstrasse 14

Haltestelle
Gempenstrasse 5

5 Signori
Güterstrasse 183

Werk8
Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte
St. Johannis-Ring 102

kult.kino atelier
Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14

Café Bar Rosenkranz
St. Johannis-Ring 102

Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16

tibits
Stänzlergasse 4

Campari Bar
Steinberg 7

Ca'puccino
Falknerstrasse 24

Café del mundo
Güterstrasse 158

Café St. Johann
Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel
Güterstrasse 211

Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar
Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli Gmbh
Güterstrasse 138

Nooch
St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center
Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jéle Café
Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio
St. Johannis-Vorstadt 70

Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2

Pan e più
Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6

LaDiva
Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum
St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten
Museum Basel

Bar Caffetteria Amici
miei Azzarito & Co.

Basel Backpack
Dornacherstrasse 192

Hua Hin

Fürsorglich wie ein Vater soll der thailändische Monarch Ramkhamhaeng gegenüber seinem Volk gewesen sein, und kleiner als Kinder sind die Arbeiter, die an seiner Bronzeskulptur arbeiten.

ATHIT PERAWONGMETHA/
REUTERS

**Ingelheim**

Es war einmal ein Gitterzaun, mit Zwischenraum, hindurchzuschauen. Der Platz reicht auch für nasse Wäsche, wie der Blick in dieses deutsche Flüchtlingslager zeigt.

RALPH ORLOWSKI/
REUTERS

**Horn**

Zufälle gibt es: Da ist die Überbauung einer Industriebrache im Thurgau wegen Rechtsstreitigkeiten jahrelang blockiert, und plötzlich brennen die alten Gebäude einfach so ab.

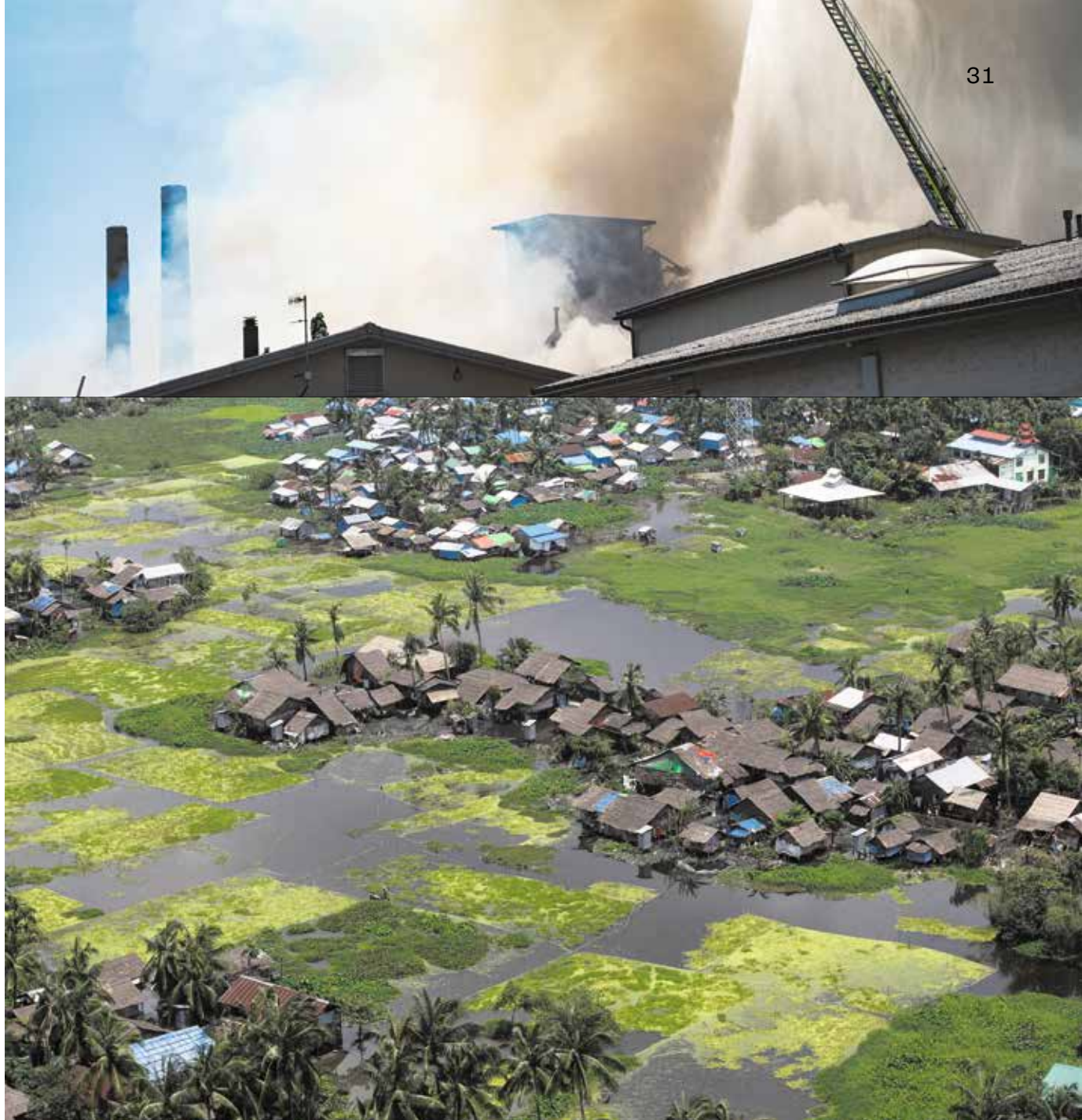
GIAN EHRENZELLER/
KEYSTONE



Sittwe

Der Küstenstaat Myanmar hat derzeit mehr Wasseranstoss, als ihm lieb ist: Ein Monsunregen hat verheerende Schäden angerichtet, mehr als 250 000 Menschen sind davon betroffen.

SOE ZEYA TUN/REUTERS

**London**

Vorhang auf für «Utopia», ein Werk der britischen Künstlerin Penny Woolcock. Die «multisensorische» Installation erlaubt es Besuchern, in den Kopf anderer Menschen zu schlüpfen.

DYLAN MARTINEZ/
REUTERS



Rom, sagen manche, ist heute gefährlicher als Palermo. Der sizilianische Anti-Mafia-Staatsanwalt Alfonso Sabella soll deshalb die italienische Hauptstadt auf Vordermann bringen.

Ein Sizilianer jagt das Verbrechen in Rom

von Julius Müller-Meiningen

Man weiss nicht, ob es ein beruhigendes oder ein beunruhigendes Zeichen ist, dass im römischen Kapitol jetzt auch Waffen zum Alltag gehören. Alfonso Sabella wurde neulich dabei ertappt, wie er mit wehendem Jackett und einer Pistole im Gurt in sein Büro eilte. «Wenn ich das Gefühl habe, heute ist kein guter Tag, dann nehme ich meine Waffe mit», sagt der sizilianische Staatsanwalt. Auch darüber kann man streiten: Was hat es zu bedeuten, dass in der Verwaltung der italienischen Hauptstadt Mafia-Jäger inzwischen unabdingbar sind?

Alfonso Sabella ist seit Dezember 2014 Assessor für Legalität der Stadt Rom. Er sitzt in seinem Büro im Palast der Senatoren und raucht eine Zigarette nach der anderen. Neben der Zigarettenschachtel liegt eine Maxi-Packung mit Kopfwahltablets. Es ist drückend heiss in der Stadt und Sabellas Aufgabe beinahe übermenschlich. Der 52-Jährige soll die korrupte und insgesamt 50 000 Mitarbeiter umfassende Verwaltung der Stadt Rom zu einer nach rechtsstaatlichen Massstäben funktionierenden Behörde umbauen. Davon kann heute nicht die Rede sein. «Die Verwaltung Roms ist seit Jahrzehnten korrupt», sagt Sabella.

Die Dekadenz der Hauptstadt

Von seiner Vergangenheit als Anti-Mafia-Staatsanwalt zeugen zehn an die Wand genagelte hölzerne Ehrenplaketten. Unter anderem bedankt sich hier die Anti-Mafia-Einheit von Palermo für die Zusammenarbeit. Über hundert Mafiosi hat Sabella als Staatsanwalt gejagt und einsperren lassen, darunter Bosse wie Giovanni Brusca und Leoluca Bagarella. Jetzt soll der Sizilianer die Hauptstadt säubern, sie hat es nötig. Die Mafia, sagen Leute, die sich mit der Materie auskennen, sei heute in Rom mehr zu fürchten als in Palermo.

Der Anruf von Bürgermeister Ignazio Marino kam nicht zufällig kurz vor Weih-

nachten. In Rom war Tage zuvor ein Mafia-Netzwerk aufgefliegen, bei dem die Fäden der Organisierten Kriminalität in der Stadt zusammenliefen, und das Unternehmer, Funktionäre der Verwaltung und Politiker auf seiner Gehaltsliste führte. «Mafia Capitale», wie die Staatsanwaltschaft das römische Netzwerk bezeichnete, bestätigte, was viele längst ahnten. Weite Teile des Geschäftslebens der Hauptstadt sind von Korruption und Verbrechen zersetzt. Bis heute wurden knapp 80 Verdächtige verhaftet, bald soll der Prozess folgen. Die juristische Aufarbeitung der Affäre wäre aber nur halb so viel wert, würde die Stadtverwaltung jetzt nicht auch von innen her gesäubert. Das ist Sabellas Job.

«Es dürfte mein Amt gar nicht geben», sagt der Assessor für Legalität.

«Eigentlich dürfte es mein Amt gar nicht geben», sagt der Assessor für Legalität. «Das ist ja etwa so wie ein Referat für gute Manieren.» Aber wenn es ausgerechnet in der Wiege der westlichen Zivilisation an allen möglichen gesellschaftlichen Errungenschaften fehlt, dann hilft wohl nur eine Radikalkur.

Die Folgen der Misswirtschaft in Rom sind inzwischen mit blossen Auge zu sehen. Das reicht von verschmutzten Parks und vermüllten Strassenzügen über den katastrophalen Zustand des öffentlichen Nahverkehrs mit verrottenden Bussen und wilden U-Bahn-Streiks bis zum nicht-funktionierenden Service in Behörden und zerlöchernten Strassen. Die Stadt, die entdecken musste, dass sie sich in den Händen eines Verbrecher-Syndikats befindet, steht vor dem Kollaps. An den Plänen zur Ausrichtung der Olympischen Spiele 2024 und dem vom Papst ausgerufenen «Heiligen Jahr der Barmherzigkeit» ab Dezember ändert das bisher nichts.

Viele Römer behaupten trotzdem weiterhin, ihre Stadt sei die schönste der Welt. In Paolo Sorrentinos Oscar-gekröntem Rom-Film «La grande bellezza» zeigt sich die Dekadenz in der Hauptstadt als spürbare Schattenseite ihrer Schönheit. Rom im Jahr 2015, das ist ein am Boden liegender, kranker, aber an manchen Stellen immer noch zauberhaft anzusehender Körper, der zunächst wiederbelebt und dann geheilt werden muss. Alfonso Sabella ist so etwas wie der Internist. Bürgermeister Marino, ein aus Genua stammender Chirurg und Spezialist für Lebertransplantationen, wirkt oft überfordert von seiner Aufgabe, der Stadt einen neuen Geist zu implantieren.

Dafür soll Sabella sorgen. Der Sizilianer soll die Staatsanwaltschaft bei ihren Ermittlungen unterstützen, die Vetternwirtschaft vieler Verwaltungsmitarbeiter aufdecken, öffentliche Ausschreibungs- und Vergabeverfahren kontrollieren und neue Regeln für die Verwaltung entwerfen. Manchmal ermittelt der Assessor auch noch selbst. «Neulich sind mir zum Beispiel Unregelmässigkeiten bei der Auftragsvergabe zu einem Sommerfestival aufgefallen», sagt Sabella und strahlt. Da habe er die Stadtpolizei hingeschickt und den Vorgang an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet. Nach Amtsbeginn sorgte Sabella dafür, dass auf der Homepage der Stadt nun alle aktuellen Auftragsverfahren für jeden abrufbar und transparent sichtbar sind. Verwaltungsmitarbeiter können per Intranet verdächtige Vorgänge anzeigen. Sabella liess bereits über 50 irreguläre Vergabeverfahren stoppen. «Wir haben das Krebsgeschwür eingedämmt», sagt er. Gelingt es ihm, die Korruption in der Hauptstadt nachhaltig einzudämmen, dann könnte die Kur auch Vorbild für das ganze Land sein.

Von «Metastasen im Gewebe der Stadt» spricht auch Carlo Bonini, ein investigativer Journalist der Zeitung La Repubblica. Zusammen mit Giancarlo De Cataldo hat er einen Roman verfasst, der in atemberaubender Weise die Wirklichkeit in Rom



Wenn er keinen guten Tag hat, nimmt Staatsanwalt Alfonso Sabella seine Waffe zur Arbeit mit.

FOTOS: JULIUS MÜLLER-MEININGEN

vorweggenommen hat. In «Suburra», das 2013 erschien, beschreibt Bonini einen aus der rechtsradikalen Szene stammenden Boss namens «Samurai», den «König von Rom», der die Mafiaorganisationen in der Hauptstadt koordiniert.

«Samurai» besitzt ein japanisches Katanaschwert, er koordiniert sein kriminelles Netzwerk von einer Tankstelle aus. Als die Carabinieri am 3. Dezember 2014 Massimo Carminati, den mutmasslichen Boss der Hauptstadt-Mafia in seinem Smart auf einem Feldweg nahe der Hauptstadt festnehmen, verschmelzen Fiktion und Wirklichkeit. Carminati, der einäugige Boss, der sein linkes Auge bei einer Schieserei mit der Polizei verlor, hat eine Vergangenheit in der neofaschistischen Terrororganisation Nuclei armati rivoluzionari (NAR), auch er besitzt ein japanisches Kampfschwert. Seine Besprechungen hält er entweder an einer Tankstelle im Norden

der Stadt oder in einer eleganten Bar ab. Bei Carminati laufen die Fäden der organisierten Kriminalität in Rom zusammen.

Der Einäugige ist König

«Carminati ist der Garant einer pax mafiosa, eines Mafia-Friedens in der Stadt», sagt Bonini. Seit Jahren sind die illegalen Aktivitäten etwa der kalabrischen 'Ndrangheta in Rom bekannt. Sie wäscht durch den Drogenhandel verdientes Geld mit Hilfe von Glücksspiel-Automaten oder in Restaurants und Bars, von denen einige wie das berühmte Café de Paris in der Via Veneto beschlagnahmt wurden. Der seit den 80er-Jahren in Rom ansässige und im Kokainhandel aktive Camorra-Boss Michele Senese trifft sich mit Carminati ebenso wie die Chefs des mächtigen Sinti-Clans der Casamonica in Ost-Rom oder die Mafia-Familien in der Hafenstadt Ostia. Für die Abkömmlinge des sizilianischen Cosa-

Nostra-Clans der Santapaola gilt dasselbe. Die alles überragende Bezugsfigur, mit der Strategien, Interessen und die Aufteilung des Territoriums besprochen werden, ist Carminati. «El Checato», den Einäugigen, nennen sie ihn.

In seiner Anhörung vor der Anti-Mafia-Kommission des Parlaments in Rom berichtet der Chefermittler Giuseppe Pignatone von einer «neuartigen und originalen» Mafia-Struktur in Rom, die nicht mit dem herkömmlichen Mafia-Bild aus Süditalien zu vergleichen sei. «Mafia Capitale» ist in gewisser Hinsicht ein Spiegel der römischen Gesellschaft», behauptet Pignatone. Da trifft es sich, dass die Verbrecher öffentliche Orte für ihre Besprechungen wählen. Zum Beispiel den Aussenbereich der Bar Vigna Stelluti im bürgerlichen Norden der Stadt.

An einem heissen Sommertag sitzt an den Plastiktischen im Aussenbereich die wohlhabende römische Gesellschaft. Zwei



Bei dieser Römer Tankstelle gewährte Mafia-Boss Massimo Carminati Audienz.

ältere Herren beschwerten sich bei einem Glas Eistee über hohe Steuern. Junge Mädchen kichern über ihre Smartphones gebeugt und schlecken an ihrem Eis. Blondierte Signoras mit gefüllten Lippen kommen vorbei. Immer wieder tauchen kahlrasierte Männer mit Sonnenbrillen, Polo-Hemden und Turnschuhen auf. Unweit der Bar ist mit schwarzer Farbe ein Hakenkreuz auf die Hauswand gesprüht. «Zona Nera», steht darunter, schwarze Zone. Schwarz die Farbe der Faschisten, sie ist auch Carminatis Farbe. Die Ermittler hatten den Boss beschattet und entdeckten seine Treffpunkte. Die Bar verminten sie mit Wanzen und Kameras. So kamen sie der Hauptstadt-Mafia auf die Schliche.

Hundert Meter weiter am Corso Francia liegt die Eni-Tankstelle, die bis vor Kurzem von einem Freund Carminatis geführt wurde. Auch er sitzt jetzt in Haft. Motorinofahrer betanken hier ihre Gefährte, Tankwarte gehen den Kunden zur Hand, in der Hitze riecht es nach Abgasen und Benzin. Vor dem Kassenhaus steht eine Holzbank, daneben ein Mülleimer. Hier, an diesem Ort städtischer Normalität, sass der «Einäugige» und empfing Gesprächspartner, um Probleme zu lösen. Drogenhandel, einzutreibende Schulden, Glücksspiel, Waffentransporte oder Schmiergelder. Die römische Mafia, so sagt ein Ermittler, ver-

meidet gewaltsame Auseinandersetzungen auf offener Strasse oder Schutzgeldforderungen wie in Süditalien. «Sie hat verstanden, dass es viel einfacher ist, sich den Staat zu kaufen.»

«Wenn du die Kuh melken willst, musst du sie füttern», sagte ein Kompagnon Carminatis.

Als der ehemalige Neofaschist Gianni Alemanno im Jahr 2008 zum Bürgermeister gewählt wurde, rieben sich die alten Kameraden die Hände. Alemanno, gegen den ebenfalls wegen Bildung einer mafiösen Vereinigung ermittelt wird, besetzte wichtige Ämter, darunter die Vorstände der Verkehrsbetriebe und des städtischen Müllkonsortiums mit Ex-Faschisten. Das politische Netzwerk aus den 70er-Jahren wurde zur Basis eines auf Korruption fussenden Geschäftsmodells. «Wenn du die Kuh melken willst, musst du sie füttern», sagte Carminatis Kompagnon Salvatore Buzzi. Auch er sitzt in Haft.

Über die Parteigrenzen hinweg schmierte die Hauptstadt-Mafia über Jahre hinweg Politiker und Funktionäre, die teilweise Monatsgehälter für ihre Dienste

erhielten. Der Vorsitzende des Stadtrats zählte dazu oder der Assessor für Wohnungsbau. Haupteinnahmequelle waren öffentliche Ausschreibungen, die dank des korrupten Systems an die von Carminati kontrollierten Firmen und Kooperativen gingen. Die Mafia deckte das gesamte Spektrum öffentlicher Investitionen ab: Immobilien, Müllentsorgung, Pflege der Grünanlagen, Flüchtlingsunterbringung. «Mit Flüchtlingen lässt sich mehr Geld verdienen als mit Drogen», sagte Buzzi in einem abgehörten Telefonat. Als Alemanno 2013 abgewählt wurde, änderte sich wenig. Viele Funktionäre blieben auf ihren Posten, rechte wie linke Politiker sind illegalen Nebenverdiensten nicht abgeneigt.

Die Römer hätten guten Grund zur Empörung. Kaum etwas funktioniert in der Stadt, Steuergelder werden kriminell verprasst. Aber die Römer halten still. Nichts kann sie aus der Ruhe bringen. Es kommt weder zu Krawallen noch zu Demonstrationen. «Mit Resignation und Zynismus hat diese Stadt seit Jahrhunderten jede Art von Fremdherrschaft ertragen», erklärt Carlo Bonini. «Auch deswegen trägt Rom den Beinamen die Ewige Stadt. Die Bevölkerung duldet Höhen und Tiefen, gleichgültig wie immer.»

Ein Herzschrittmacher für den Jäger

«Den Römern war die Legalität schon immer scheissegal», behauptet Alfonso Sabella. Wenige Tage nach dem Gespräch in seinem Büro erleidet der Assessor für Legalität einen Schwächeanfall. Sanitäter tragen ihn in seinem hellblauen Hemd auf einer Krankenhöhre aus dem Kapitol. Sabella braucht einen Herzschrittmacher. Der Internist wird zum Patienten. Bürgermeister Marino hat Erste Hilfe geleistet, nachdem der Sizilianer in einer Besprechung mit Gewerkschaftsvertretern auf seinem Stuhl zusammensackte. Die Verbrecher brauchten nicht mit Champagner anzustossen, scherzt Sabella im Krankenhaus. Er werde bald zurück ins Büro kommen.

Von dort hat man einen faszinierenden Blick auf das Forum Romanum. Drei Mitarbeiter warten dort auf ihn, davon zwei Sekretärinnen. Vier weitere, hatte Sabella gesagt, sassen noch in einem anderen Büro. Zu sehen sind sie nirgends. Vielleicht ist auch das ein Teil des Problems. Der Assessor für Legalität ist so gut wie alleine. Wie soll der geschwächte Mafia-Jäger eine korrupte Stadtverwaltung mit 50 000 Mitarbeitern so heilen?

Sabella will weitermachen. Aber es gibt Widerstände. «Die Massnahmen, die wir ergriffen haben, stören diejenigen, die bisher in Ruhe ihre Geschäfte machen konnten», sagt der Mafia-Jäger. Ob er sich bedroht fühle, wie der Bürgermeister, der schon drei Morddrohungen erhalten hat? Das nicht, sagt der Sizilianer. «Sie bedrohen diejenigen, die sie für schwach halten, nicht die, die stark wirken.» Letztere, das sei seine Erfahrung, würden meist sehr schnell aus dem Weg geräumt.

tageswoche.ch/+zhajn

x

Schweizer Skateboards dominierten einst die Strassen. Heute können sich nur noch wenige Marken behaupten.

Der Rubel rollt woanders

von Stefan Michel

Die meisten merkten wenig davon, aber die Schweiz hatte ein goldenes Zeitalter: Es dauerte von Ende der Neunziger bis Mitte der Nullerjahre. Tausende rollten auf Skateboards aus Schweizer Fabrikation durch die Strassen. Die erfolgreichsten Marken hiessen Indiana, Airflow und Fibretec. Sie unterhielten Teams junger Fahrer,

die auch im Ausland Rennen gewannen. 2004, 2005 und 2006 wurden Schweizer Weltmeister im Skateboard-Slalom. In dieser Disziplin kurven die Fahrer um Plastik-Kegel, die Beine wedeln hin und her wie die Nadel einer Nähmaschine im Kreuzstich.

Der weltweit dominierende Stil war aber schon damals das akrobatische Street Skateboarden: Sprünge und Kunststücke

im urbanen Dschungel und in Skateparks sind seine Ausdrucksform. Die Slalom-Skater auf ihren weichen, leisen Rollen und den für Tricks nicht geeigneten flexiblen Decks waren den Street-Skatern nicht hart genug. Street und Slalom, das waren zwei Welten mit kleiner Schnittmenge.

Vom Slalom zur Abfahrt

Schon in den Siebzigern und Achtzigern war Slalom ein paar Jahre in Mode und verschwand wieder in der Versenkung. Als Fahrer aus den USA nach der Jahrtausendwende Rennen in Mitteleuropa besuchten, trauten sie ihren Augen nicht. Weit weg von Kalifornien hatte die Disziplin überlebt wie eine ausgestorbene geglaubte Tierart. Und es waren nicht nur Dinosaurier, die den Tanz um die Kegel beherrschten, sondern auch junge Männer und Frauen.

Doch viele von ihnen begannen sich für längere Bretter zu interessieren: Longboards, auf denen man gemütlicher durch die Stadt glitt als auf den nervösen Slalombrettern. Auch für das Bergabfahren und damit die Sommervariante des Snowboardens waren die gestreckten Decks besser geeignet. Das Downhill Skateboarding war nichts Neues, doch nun lebte diese Disziplin auf – auf Kosten des Slalomboardings. Und auch hier fuhren Schweizer vorne mit. Allen voran der Liestaler Martin Siegrist.

Diese Schweizer Bretter haben einst die Welt bedeutet: Indiana-Skateboards-Session in Zürich.

FOTO: RAPHAEL ERHART



Er war nicht nur koordinativ äusserst begabt, sondern auch ein Tüftler und Perfektionist, und für solche ist der Downhill-Sport wie geschaffen. Siegrist optimierte seine Fahrtechnik und Ausrüstung so lange, bis er seinen Nachteil – das geringe Körpergewicht – wettgemacht hatte. Zwischen 2004 und 2010 wurde er dreimal Weltmeister und viermal Europameister.

Kaufen konnte er sich davon wenig. Die Sponsoren und Ausrüster halfen ihm, die Kosten in Grenzen zu halten, mehr nicht. Dass er irgendwann keine Rennen mehr fuhr, hatte aber noch einen anderen Grund: «Ich hatte es satt, jedesmal, wenn ich in der Schweiz trainierte, der Polizei davonfahren zu müssen.» Downhill Skateboarding findet auf Berg- und Passstrassen statt und kann fast nur illegal ausgeübt werden. Aber das ist eine andere Geschichte.

Schon während seiner Zeit als Rennfahrer entwickelte Siegrist Boards und Achsen zusammen mit seinem Ausrüster Airflow. Danach studierte er Industrie-Design und entwarf mit seinem ehemaligen Sponsor mehrere neue Boards. Als Diplomarbeit baute er einen aerodynamischen Helm für Downhill-Skateboarder, der in Serie ging und sich heute weltweit gut verkauft.

Amerika übernimmt

Während Siegrist auf dem langen Downhill-Board persönliche Ziele verfolgte, löste das Longboard das Slalomboard ab. Damit endete das goldene Zeitalter der Schweizer Slalomboard-Hersteller. Die federnden Flexboards (sie sind wie Skis oder Snowboards nach oben durchgebogen) waren kaum noch gefragt, und die Hersteller aus der Schweiz stiegen nur zögerlich auf starre Longboards um. «Die meisten Schweizer Hersteller haben den Longboard-Trend verschlafen», urteilt Siegrist.

Chris Hart produziert seit 30 Jahren Skateboards. Als Teenager stellte er mit seinem Jugendfreund Francesco Puligheddu zusammen Decks her und verkaufte sie in kleinen Stückzahlen. Daraus wurde die Marke Airflow, die in der Boomphase rund 2000 Slalomboards pro Jahr absetzte. Über das Ende des Booms sagt er: «Wir Schweizer Hersteller überliessen den amerikanischen Firmen das Feld in der Schweiz. Wir waren mit unseren Fahrer-Teams nicht mehr aktiv genug, die US-Marken brachten ihre Fahrer in die Schweiz, drehten auf unseren tollen Passstrassen Werbefilme, und nach und nach wollten immer mehr Schweizer amerikanische Boards.»

«Wir waren zu früh»

Hart betont, er verkaufe noch immer etwa gleich viele Bretter wie vor zehn Jahren, aber mit viel grösserem Aufwand. Er müsse ein breiteres Sortiment anbieten und verkaufe zudem weltweit, was enorme Versand- und Zoll-Kosten mit sich bringe. Früher bestellte nur schon der Skate- und Snowboard-Shop Beach Mountain 150 Slalomboards auf einmal, und das mehrmals pro Jahr. Inzwischen gehört der Shop Jelmoli und verkauft kaum noch Slalomboards. Hart hat neben seiner Rollbrett-Manufaktur eine erfolgreiche Siebdruck- und Beschriftungsfirma.

Der Marktführer während des Slalom-Booms war Indiana. Die Entwicklung der Firma ist bezeichnend für die Situation der meisten Schweizer Hersteller. Gründer Christof Peller sagt: «Wir haben klein angefangen, als sich die grossen Marken noch nicht für diesen Markt interessierten. Dann versuchten wir, uns in Deutschland zu etablieren, was nicht klappte. Wir waren zu früh. Und dann kamen die US-Firmen, die viel günstiger produzieren als wir und die

das Marketing aus ihrem Heimmarkt verhältnismässig einfach über die ganze Welt streuen können, während wir jedes Land einzeln bewerben müssen.»

«Ich habe die Schliessung von zwei Webereien miterlebt. Ich frage mich, wann wir an der Reihe sind.»

Christof Peller, Gründer Indiana

Peller sieht die Zukunft düster: «Ich habe an unserem früheren Standort in Wald ZH die Schliessung der letzten zwei Webereien miterlebt. Ich frage mich, wann wir an der Reihe sind.» Die Firma Indiana produziert seit einigen Jahren auch preisgekrönte Design-Lampen aus Holz und Stand-Up-Paddleboards (Surfbretter, auf denen man stehend paddelt), ein Bereich, der wachse. Doch auch hier herrsche Preisdruck, insbesondere seit Migros Paddel-Surfboards für 400 Franken verkaufe. Die Modelle von Indiana sind ab 1000 Franken zu haben. Langfristig sieht Peller für die Schweiz als Produktionsstandort schwarz: «Wir haben höhere Kosten als die Konkurrenz und stossen jeden Tag an Barrieren, weil wir nicht zur EU gehören.» Nur negativ will er seine Aussage allerdings dann doch nicht stehen lassen und fügt hinzu: «Wir werden das Skateboarden nicht sterben lassen, sondern wollen zurückkommen mit neuen, innovativen Produkten.»

Unbeugsame Schweizer

Ganz anders sieht das Reinke Blättler, der die Marke Fibretec führt. Schon früh setzte er auf Long- und Downhill-Boards. «Ich verkaufe jedes Jahr mehr Boards», sagt der Zürcher. Rund die Hälfte davon unter seinem eigenen Markennamen, die andere fertigt er für andere Brands – auch für internationale. Sogar ein paar Hundert Slalomboards verlassen jedes Jahr seine Produktionsstätte, in der er bei Vollauslastung bis zu 150 Skateboard-Decks pro Tag herstellen kann. Wichtige Innovationen im Skateboard-Bau kämen aus der Schweiz, betont er. «Die grossen internationalen Hersteller sehen sich unsere Boards immer noch genau an.»

«Fibretec ist gleich gross wie vor zehn Jahren, während die anderen Schweizer Marken geschrumpft sind. Die grossen internationalen Brands aber haben ihren Umsatz verhundertfacht», sagt Jojo Linder. Er führt den Roll-Laden, ein auf Long- und Slalomboards spezialisiertes Geschäft im Zürcher Kreis 5. Tatsächlich hängen dort zu einem grossen Teil Schweizer Produkte an der Wand, neben einigen deutschen Boards. Im Roll-Laden kaufen die Skater, die nicht auf Schnäppchenjagd sind – oder sie kommen mit ihren Eltern und entsprechender Kaufkraft.

Luca Giammarco und Jason Mitchel an der Weltmeisterschaft 2006. FOTO: VERNON DECK





Rasant an der Legalität vorbei: Martin Siegrist beim «Almabtrieb» 2014.

FOTO: YORCK DERTINGER

Hier werden Deck, Achsen und Rollen individuell zusammengestellt. Die preisbewusste Kundschaft dagegen kauft Komplettboards bei Sport-Grossverteilern oder gleich online. Komplett-Longboards sind ab 180 Franken zu haben. Bei hochwertigen Schweizer Boards kostet alleine das Deck ohne Achsen und Rollen von 200 Franken an aufwärts. «Das Problem ist», bekennt Hart, «dass die ausländischen Komplettboards nicht mehr viel schlechter sind als jene aus der Schweiz.»

Dem widerspricht Blättler: «In Nordamerika und China werden einfach Holzschichten verleimt und gepresst. Solche Decks sind bei regelmässigem Gebrauch nach einem halben Jahr kaputt. Wir konstruieren mit hochwertigen Holzkernen und Fiberglas. Unsere Boards kosten etwas mehr, dafür halten sie ein Leben lang.»

In Basel schloss vor wenigen Jahren der Downtown Surf Shop, in Zürich der No Way, Beach Mountain löste als Jelmoli-Tochter vier von fünf Filialen auf. Alle sind Pioniere, verkauften seit den Achtzigern Rollbretter. HP Endras, einer der beiden Gründer des No Way, erklärt den Ausstieg aus dem Skateboard-Geschäft folgendermassen: «Es gab zu viele Skate-Shops und gleichzeitig kam der Online-Verkauf. Die junge Kundschaft, die auf jeden Rappen schaut, ist nicht treu. Deshalb bauten wir die Skateboard-Marken nach und nach ab.» Heute ist No Way ein Vertrieb für verschiedene Mode-Labels.

«Wer richtig Feuer fängt für das Longboarden, kauft sich früher oder später ein hochwertiges Schweizer Board.»

Reinke Blättler, Inhaber Fibretec

Das Aussterben der inhabergeführten Skate Shops hat direkt nichts mit dem Verschwinden der Slomboards und der darauf spezialisierten Hersteller zu tun. Doch sie sind beide zum Opfer der Zeit geworden. Die Street-Skateboards (jene für die Trick-Skater) kamen schon immer aus den USA oder wo auch immer die amerikanischen Brands produzieren lassen. Mit den Longboards fanden internationale Marken den Weg in die Schweiz und konkurrierten direkt die Schweizer Marken, die schon angesichts ihrer Produktionskosten chancenlos waren.

Hightech statt Massenware

«Die günstigen Komplett-Boards sind gar nicht schlecht für unser Geschäft», ist Fibretec-Inhaber Blättler überzeugt. «Jene, die richtig Feuer fangen für das Longboarden, kaufen sich früher oder später ein hochwertiges Schweizer Board.»

Das klingt plausibel. Erhärtete Zahlen gibt es dafür jedoch nicht, genauso wenig wie Verkaufsstatistiken erhoben würden, die die Verschiebung von Markenanteilen von Schweizer zu internationalen Herstellern belegten. Der Blick auf die Strasse und in die Ladenregale muss reichen. Und da drängt sich bei genauem Hinsehen die Erkenntnis auf, dass die Schweizer Produkte nicht verdrängt wurden, sondern dass sehr viele neue dazu gekommen sind, die nun das Bild dominieren.

Martin Siegrist ist nach einigen Jahren in Zürich nach Liestal zurückgekehrt, rollt an den Abenden wieder über die Strassen, auf denen er vor 20 Jahren seine ersten Kurven gezogen hat. Vom langjährigen Partner Airflow hat er sich getrennt. Neben einer Teilzeitstelle als Industrie-Designer bei einem Holzbau-Unternehmen verfolgt er eigene Entwicklungsprojekte. Eine von Siegrists Kundinnen ist eine amerikanische Skateboard-Firma, für die er digitale Vorlagen für Pressformen zeichnet.

Welchen Weg geht die Schweizer Skateboard-Industrie in Zukunft? Vielleicht denselben wie andere produzierende Gewerbe: weg von grossen Stückzahlen hin zu spezialisierten High-Tech-Dienstleistungen. Und weil alle Schweizer Skateboard-Hersteller wenigstens ein weiteres Standbein haben, das ihre Existenz sichert, stellen sie wohl noch lange edle Boards für diejenigen her, die bereit sind, den Preis zu zahlen.

tageswoche.ch/+8hs51

×



Weniger irr, als man meinen könnte: Die Rapper von K.I.Z. setzen ihren Humor als Waffe gegen Intoleranz ein.

FOTO: ZVG

Rap

Die vier Berliner Rapper von K.I.Z. stellen alles auf den Kopf: den Pop-Mainstream, die eigene Szene und, seit sie ihren eigenwilligen Humor etwas gezügelt haben, auch die Charts.

Mit Hakenkreuz-Lines auf Platz eins

von Linus Volkmann

Es war nicht leicht, zu Beginn des Jahrtausends für alle Sittenwächter, Lehrer und besorgten Eltern. Ja, selbst der ganz unverdächtige Musikkonsument hatte Probleme mit jenem deutschsprachigen Hip-Hop, der die frechen, letztlich aber doch zivilisierten Reihenhause-Rapper wie Samy Deluxe, Fettes Brot, Massive Töne oder 5 Sterne so

rigoros ersetzte. In den Texten aus dem Dunstkreis des hochgehandelten Indie-Plattenlabels Aggro Berlin ging es nämlich nicht mehr um heile Welt oder wenigstens Weltverbesserung. Nein, Bushido, Sido, Koolhaas und andere etablierten sich und gaben dem ursprünglich amerikanischen Genre Gangster- beziehungsweise Battle-Rap eine deutschsprachige Entsprechung.

Plötzlich wurde das bislang empathisch besetzte Wort «Opfer» zu einer Schmähung, und ein nicht enden wollender Strom aus Gewaltfantasien drängte sich in die Wahrnehmung des Mainstreams. Die dazugehörigen Platten («Maske» von Sido oder «Vom Bordstein zur Skyline» von Bushido) stellten keine Nischenprodukte, sondern Top-Seller dar.

Das Feuilleton und die Bedenkenträger nahmen den Kulturkampf an, hatten am Ende aber keine Chance. Der Schulhof radikalisierte sich verbal. Political correctness schien auf «stumm» geschaltet. Der Marsch durch die Pop-Institution schliff im Gegenzug bei jenen neuen Stars wie SIDO oder Bushido die grössten Kanten ab, sodass man sich mühsam aneinander gewöhnen konnte. Dann aber trat eine neue Band auf den Plan. Vier Typen, Maxim, Tarek, Nico und DJ Craft. Deren Textzeilen waren mitunter noch krasser als alles vorher Gehörte.

Die sogenannten «Kannibalen in zivil», K.I.Z., postulierten «Das Ende der Meinungsfreiheit» und reizten diese bis zum Anschlag aus. Beispiele gefällig?

«Du bist kein Pimp, nur weil sich deine Frau wie eine Nutte schminkt.» («Freiwill»)

«Du Hurensohn, ich mache Party auf deinem Grab.» («Hurensohn»)

«Ich trete deiner Frau in den Bauch und fresse die Fehlgeburt.» («Ein Affe und ein Pferd»)

Extrem verhaltensauffällig natürlich auch das in Rollenprosa und aus der Sicht von Adolf Hitler geschriebene Stück, das unter anderem folgendes von sich gibt:

«Ich leg 'ne Hakenkreuz-Line aus purem Speed – ich ziehe was, was du nicht ziehst.» («Ich bin Adolf Hitler»)

Keine Sorge, schlimmer wird es nicht! Denn selbst schon in den frühen Zeiten der Band wurde man nie das Gefühl los, diese Band bestehe gar nicht aus geisteskranken Irren (wie sie es selbst stets gern darstellte), sondern besitze vornehmlich einen extrem morbiden Humor. Einen Humor, der als Waffe dient, um einerseits die männlich pubertären Gewaltfantasien des Genres ad absurdum zu führen und andererseits empörte Sittenwächter der Heuchelei oder zumindest der Nixmerkerei zu überführen.

Dieser Umstand ist bis heute das Alleinstellungsmerkmal der Band. Keine Scheu davor zu haben, sich auch mit der eigenen Szene anzulegen. So gibt es zum Beispiel das Stück «Die kleinen Dinge» (aus dem Album «Sexismus gegen rechts»), worin die ewig gültige Hip-Hop-Beleidigung konträrkiert wird, die einem Kontrahenten fehlende Männlichkeit in Form eines kleinen Pimmels nachweisen möchte. K.I.Z. indes feiern und ermutigen in dem Stück das nicht so mächtig geratene Glied.

Transvestiten am Weltfrauentag

Noch weniger anfangen konnte der eingelebte Fan menschenverachtenden Aggro-Raps mit den Konzerten, die K.I.Z. jeweils zum Weltfrauentag abhielten. Dort waren nämlich nur Damen zugelassen. Ein Prinzip, das sich auch Die Ärzte schnappten – und das den vier Premium-Provokateuren dieses Jahr dann schon wieder zu etabliert erschien. So modifizierten sie ihre

Idee und heraus kam ein Konzert nur für Männer – in Frauenkleidung. Rund 1500 Interims-Transvestiten folgten diesem Ruf und kamen im Fummel ins ausverkaufte Astra Kulturhaus zu Berlin.

Einmal in den Schuhen des Anderen laufen – eine bessere Therapie hinsichtlich Toleranz kann man sich eigentlich fast nicht vorstellen. Die härtesten Hip-Hop-Macker mussten geschminkt in Frauenkleidern und Pumps in der U-Bahn zum Konzert fahren. Wer in dieser Aktion nicht das aufklärerische Potenzial sieht, muss sich ungefähr wie der Religionsfanatiker Ned Flanders (The Simpsons) gar nicht wirklich für Aufklärung interessieren.

Experiment geglückt

Mit der letzten Platte «Urlaub fürs Gehirn» stagnierte das stachelige wie bunte System von K.I.Z. allerdings – zumindest in den Charts. Ihre doppelbödigen Gags und der Wille, allen Instanzen vor den Bug zu schiessen, schien eine gewisse Sättigung erfahren zu haben. Und wirklich provoziert sah sich ohnehin kaum jemand – zu offensichtlich waren die Qualitäten der Band über die Jahre nach aussen gedrungen.

Also nahm man sich vor, die ironische Haltung diesmal nicht über alle Texte zu streuen. Es ging K.I.Z. stattdessen darum, konkrete Aussagen zu treffen. Ein grosses Thema sind dabei die Kommentarspalten-Nazis, die herrschende Flüchtlingsproblematik und der Kapitalismus. Die müssen sich so einiges anhören. Das klingt bei K.I.Z. dann so:

«Ihr Party-Patrioten seid nur weniger konsequent als diese Hakenkreuz-Idioten / Die gehen halt selbst noch ein paar Ausländer töten / Anstatt jemand zu bezahl'n, um sie vom Schlauchboot zu treten.» («Boom, Boom, Boom – Ich bring' euch alle um»)

In die extremen Passagen des Albums mischen sich auch immer wieder Schönklang und fast romantische Momente. Die erste Single «Hurra, die Welt geht unter» vom gleichnamigen Album formuliert eine Utopie, die nach dem Zusammenbruch der Geldwirtschaft entstehen könnte.

Gänsehautmomente bei K.I.Z.? Gewiss. Doch das Experiment glückt. Und die Band steht erstmals auf Platz eins der deutschen wie auch Schweizer Charts. Grund genug bei Rapper Maxim nachzufragen.

Habt ihr damit gerechnet, dass es diesmal klappen könnte mit eurem ersten Nummer-1-Album?

Maxim: Wir wussten, dass wir einen Haufen Platten verkauft hatten. Aber das Konglomerat des Bösen hatte es sich bisher zur Aufgabe gemacht, uns von der Eins zu verdrängen mit diesem «Sing my song»-Zeug um Xavier Naidoo und Co. Daher konnten wir uns nicht sicher sein, ob wir es schaffen. Wir hatten uns aber so oder so alle verabredet, um gemeinsam zu feiern oder zu trauern. Zum Glück hat's geklappt.

Ihr seid mit dem neuen Album mehrheitsfähiger denn je. Wie verträgt sich

das mit dem Image als Bürgerschreck-Band?

Wir haben schon auf unserem allerersten Album [«Das Rap-Deutschland Ketten-sägenmassaker», Anm. d. Autors] ein Stück gehabt mit dem Titel «Raus aus der Stadt», das explizit plump politisch war. Das ging dann weiter auf «Böhse Enkelz», da fanden sich mehrere Songs wie der «Frei sein»-Remix, und später dann «Straight outta Kärnten» [über Jörg Haider, A.d.A.], «Biergarten Eden», «Abteilungsleiter» oder «Fleisch». Es ist also nicht so, dass wir da plötzlich ein neues Terrain entdeckt hätten, man hat es vorher vielleicht einfach nicht mitgekriegt. Auf dem neuen Album wollten wir das ganz konsequent durchziehen, was wir sonst immer nur haben aufblitzen lassen. Konzept-Songs statt Battle-Rap, das ist die Idee diesmal. Klar, durfte es immer noch witzig sein, aber wir wollten einen roten Faden, der über «Ich töte deinen Vater» hinausgeht.

«Dass wir jetzt ernster genommen werden, finde ich nicht schlimm.

Wir fanden es bloss meist unterhaltsamer, Verwirrung zu stiften.»

Maxim, Rapper K.I.Z.

Führt euch eine «Sprecherposition» nun ins Rap-Establishment? Müsst ihr fürchten, dass ihr für die nächste Band Aid angefragt werdet?

Ach, wir werden heute schon gefragt für solche Sachen. Aber wir sind ja clever und verschenken kein Geld. Und dass wir jetzt ernster genommen werden, empfinde ich nicht als schlimm. Wir fanden es bloss meist unterhaltsamer und passender, Verwirrung zu stiften. Aber wenn etwas vernünftig ist, soll es auch so wahrgenommen werden. Das Problem an Band Aid ist ja nicht nur, dass die schlechte Musik machen, mich stört vor allem, dass die Analyse und die Message dahinter Müll sind.

Zurück zur ersten Frage: Ich finde es nicht schlimm, ernst genommen zu werden. Das einzige, was wir natürlich vermeiden wollen, ist, dass Leute sich an unserer Meinung orientieren. Also: «Weil K.I.Z. das sagen, ist es richtig! Das kann ich jetzt gestrost nachlabern». Ich will nicht, dass man uns einfach glaubt, nur weil wir jetzt irgendwo dazugehören.

Wenn man Platz Eins der Charts innehat, kommt da zwangsläufig der Moment, an dem man sagt: Ach, ich melde mich doch mal bei meinen Eltern, bei den Verwandten, ja, ich gehe dieses Jahr vielleicht sogar aufs Klassentreffen?

Nee, jetzt erst recht nicht mehr! Jetzt nur noch neue Freunde!
tageswoche.ch/+oz5go

Eine Speisekarten-Vitrine als Kunstraum: Seit 15 Jahren will der Basler Konzeptkünstler Niel Thaler, hektische Passanten in der Gerbergasse zum Innehalten zu verführen.

Der kleinste Offspace der Stadt

Die Computerplatte ist angerichtet: Künstlerischer Leckerbissen im Menüaushang des Restaurants Schmiedehof.

FOTO: NIEL THALER

NOVUS ORDO SECLORU



Glotzende Augen verkleben vier grosse, grüne Computerplatinen, umrahmt von einem lateinischen Spruch: «Annuit cœptis. Novus ordo seclorum.» (Er heisst das Begonnene gut. Eine neue Ordnung der Zeitalter). Das ist «invitro 23», die dreiundzwanzigste Installation im kleinsten Kunstraum der Stadt.

In der Gerbergasse 24, nur wenige Meter von den Redaktionsräumen der TagesWoche entfernt, gastiert dieser in der ehemaligen Speisekarten-Vitrine des mittlerweile geschlossenen Restaurants Schmiedenhof. Seit 15 Jahren versucht hier der Basler Konzeptkünstler Niel Thaler, auf 55 mal 17 mal 5 Zentimetern, hektische Passanten zum Innehalten zu verführen.

Theater-Debakel mit «Vanille»

Der dreifache Vater arbeitet heute Teilzeit als Künstler und Architekt. Ursprünglich hat er seine Architektenaufbahn abgebrochen, um in Basel Künstler zu werden. Ab 1992 besuchte er die Fachklasse für Innenarchitektur, Produkt- und Baugestaltung (HfG, heute an der Hochschule für Gestaltung und Kunst), ein Studium mit besonderem Augenmerk auf den bildenden Künsten. Es folgte das Nachdiplomstudium an der renommierten Gerrit Rietveld Academie in Amsterdam und ein Atelieraufenthalt in Australien über das «Internationale Austausch- und Atelierprogramm» der Christoph Merian Stiftung (iaab).

Hier konzentriert sich Thaler ein halbes Jahr auf seine Kunst, was ihm einigen Hype und die erste Soloausstellung einbringt. Nach der Rückkehr legt er sich seinen Künstlernamen zu – Niel Thaler, nicht zuletzt, um hinsichtlich der Jahresausstellung «Selection 98» im Kunsthaus Baselland zu prüfen, ob seine Arbeit auch ohne Hype gewürdigt würde. Sie wird: Thaler darf teilnehmen.

Mit dem Grafiker Beat Roth und der Textildesignerin Daniela Kottmann gründet er das Künstlerkollektiv «Gruppe Vanille», das in einer grossen Werbevitrine im Foyer des Theaters Basel seinen ersten Ausstellungsraum findet. Diesen bespielt die Gruppe drei Jahre lang, bis sich im Jahr 2000 ihre Kunst selbst zerstört: Die Künstler wickeln rollenweise Kokosfaserschnur um die Vitrine, aus der auch der Foyerteppich gewoben ist. Weil die von der Lagerung auf dem Estrich feuchten Kokosfaserschnüre erst im warmen Theaterfoyer trocknen, spannen sie sich so fest um das

dicke Vitrinenglas, bis sie es sprengen. Der Schaden beläuft sich auf 14 000 Franken und «Vanille» findet sein natürliches Ende.

Nach dem Theater-Debakel macht sich Thaler auf die Suche nach einem neuen Ausstellungsort im öffentlichen Raum. Bei einem Spaziergang durch die Innenstadt entdeckt er in der Gerbergasse per Zufall den leer stehenden Menüaushang des Restaurants Schmiedenhof. Weil das Ding nicht gebraucht zu werden scheint und die Scheibe sowieso eingeschlagen ist, fragt er den Wirt. Und dieser drückt ihm spontan den Schlüssel in die Hand: «Mach was draus!» Seither gibt es «invitro» und dreiundzwanzig Installationen.

Ähnlich ergatterte sich Thaler seinen Auftritt an der diesjährigen «Liste»: Den «qr-teaser» auf Zuckerbeuteln mit zugehöriger Website liefert er vor Beginn der wichtigen Satellitenmesse kistenweise allen Restaurants im Wardeck und sichert sich damit seine Präsenz im Dunstkreis der weltgrössten Kunstmesse. Inhaltlich basieren die Teaser auf verschiedenen «invitro»-Installationen, Kontinuität als Stilmittel ist Thaler aber grundsätzlich egal. Einen einheitlichen Stil verfolgt er ebenso wenig wie eine persönliche Handschrift. «Ich will immer neu anfangen!», sagt Thaler, der sich nicht fotografieren lassen möchte.

Eine Konstante zieht sich – neben der Vitrine als Ausstellungsort – dennoch seit Jahren durch sein Werk: soziale Medien und digitale Überwachung. Und wie macht er das Ungreifbare sichtbar? Er materialisiert das Entmaterialisierte in einer so klaren wie einfachen Sprache: Für «invitro 22» presst er einen Facebook-Post, für «invitro 23» Plastikaugen auf die Computerplatte. Simple Botschaften für achtlose Passanten.

Appell an unsere Medienkompetenz

Die Botschaften seiner Vitrine vertieft Thaler online mit Videocollagen. Mit seinen jüngsten Arbeiten will er uns sprichwörtlich vor Augen führen, was im Hintergrund passiert, wenn wir uns digital bewegen. Das Ungreifbare sichtbar machen. «Er heisst das Begonnene gut: Eine neue Ordnung der Zeitalter», heisst es im Zitat aus der amerikanischen Verfassung. Dass wir in einem neuen Zeitalter sind, sei Tatsache. Aber wer heisst dieses gut?

Wir. Mit jedem Akzeptieren der unzähligen AGBs. Thaler selbst blickt weniger unbesorgt in die Zukunft als die jüngeren Generationen. Sein ältester Sohn kommt in ein Alter, wo er auf dem Pausenplatz über Smartphones auf Gewalt und Pornografie trifft. Als Vater wolle Thaler wissen, wie er ihn darauf vorbereiten kann. Vonseiten der Schule komme da nichts. Darum appelliert «invitro» an unsere Medienkompetenz.

Und was bringt die persönliche Zukunft? Niel Thaler spürt, dass er bald die Fühler nach Wettbewerben für Kunst im öffentlichen Raum ausstrecken wird. Oder doch noch einmal einen Ateliernaustausch nach Übersee wagt. Bis dahin bespielt er seine kleine Vitrine in der Gerbergasse. tageswoche.ch/+t2lcp

Konzert



Der Jimi Hendrix aus Westafrika

Der Tuareg Bombino oder Omar Moctar, wie er richtig heisst, wurde 2007 vom Dokumentarfilmer Hisham Mayet im Niger entdeckt. Er singt auf Tamasheq, eine Sprache der Tuareg aus jener Region, und mischt in die traditionelle Musik der Heimat auch westliche Klänge. Nicht umsonst wird Bombino auch «Jimi Hendrix aus Westafrika» genannt. Kurz nach seiner Entdeckung musste er nach Burkina Faso ins Exil fliehen. Die nigrische Regierung hatte den Tuareg das Gitarrenspiel verboten, aus Angst vor neuen Aufständen. Zwei seiner Bandmitglieder wurden hingerichtet. Er selbst gelangte nach drei Jahren in seine Heimat zurück. Seine Musik ist nun zum Symbol für einen friedlichen Widerstand gegen die Unterdrückung geworden. ×

Bombino, 10. August, 21 Uhr, Festival «Im Fluss»
• www.imfluss.ch

Film

Kino unter den Sternen

Nun heisst das Orange Cinema aufgrund des Namenswechsels des Handybetreibers also «Salt.Cinema». Dieses läuft seit dem 6. August auf dem Münsterplatz. Auf dem Programm: Ein Mix aus Schweizer Filmen, Dramen, Kinderfilmen, aktuellen Streifen sowie Klassikern wie «Dirty Dancing». Details zu Programm und Zeiten sind im Internet zu finden. ×

Salt.Cinema, bis 30. August auf dem Münsterplatz
• www.saltcinema.ch/basel

Kunst am Laufmeter

Seit 2013 widmet sich die TagesWoche jeweils im Sommer der «Kunst am Wegrund». Alle in dieser Serie erschienenen Artikel finden Sie auf der Themen-Seite «Kunst am Wegrund». [tageswoche.ch/themen/Kunst am Wegrund](http://tageswoche.ch/themen/Kunst-am-Wegrund)

Kinoprogramm

Basel und Region 7. bis 13. August

ANZEIGEN



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 14. AUGUST | FILM: 20.30 UHR (Edf)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR



TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN

pathe.ch/basel

BASEL

Steinenvorstadt 36

CAPITOL

kitag.com

- **MINIONS** [6/4 J]
14.30^D
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
14.30/17.30/20.30^{Eldf}
- **ANT-MAN** [10/8 J]
17.30/20.30^{Eldf}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7

kultkino.ch

- **KULT.KINO ATELIER 1 UND 2 BIS ENDE AUGUST WEGEN UMBAU GESCHLOSSEN**
- **AMY** [10/8 J]
17.00/21.00^{Eld}
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
17.15/19.30/21.15
SO: 15.00^{Dvldf}
- **ICH SEH ICH SEH** [16/14 J]
19.00^D
- **SONG FROM THE FOREST** [0/0 J]
SA: 12.00–SO: 15.15^{Dvld}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1

kultkino.ch

- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LIGHTS** [8/6 J]
15.15/19.00^D
- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
16.00^{Eld}
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
17.00/20.45^{Spdldf}
- **L'HOMME QU'ON AIMAIT TROP** [16/14 J]
18.15^{Eld}
- **MEN & CHICKEN** [14/12 J]
20.30^{Dandldf}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247

neueskinobasel.ch

- **SILO - OPEN-AIR: BIS 14.08.2015**

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55

pathe.ch

- **TERMINATOR: GENISYS - 3D** [12/10 J]
12.30/17.50^D
- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
13.00/15.30–SA/MO/MI: 20.00^D
FR/SO/DI: 20.00
SA/SO: 10.30^{Eldf}
- **DER KLEINE RABE SOCKE - DAS GROSSE RENNEN** [0/0 J]
13.30/16.00 SA/SO: 10.00/11.45^D
- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
13.30–FR/SO/DI: 18.00
FR/SA: 23.00–SA/MO/MI: 20.30^D
FR/SO/DI: 20.30–SA/SO: 11.00
SA/MO/MI: 18.00^{Eldf}
- **MINIONS** [6/4 J]
13.45/15.45–SA/SO: 11.45^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.15^D
- **ANT-MAN - 3D** [10/8 J]
15.15–FR/SO/DI: 17.45
FR/SA: 22.50–SA: 10.00
SA/MO/MI: 20.20^D
FR/SO/DI: 20.20 SA/MO/MI: 17.45–
SO: 10.00^{Eldf}
- **JURASSIC WORLD - 3D** [12/10 J]
15.30/20.15–FR/SA: 22.50^D
- **MR. HOLMES** [12/10 J]
18.00^{Eldf}
- **UNFRIENDED - UNKNOWN USER** [16/14 J]
18.00–FR/SA: 22.30^D
- **WHILE WE'RE YOUNG** [8/6 J]
18.10^{Eldf}
- **PIXELS - 3D** [10/8 J]
20.15–FR/SO/DI: 13.15
FR/SA: 22.30–SA/MO/MI: 15.30^D
- **PIXELS** [10/8 J]
FR/SO/DI: 15.30 SA/MO/MI: 13.15^D
- **TED 2** [16/14 J]
20.30–FR/SA: 23.00^D
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
FR/SO/DI: 13.30/17.45/19.30
FR/SA: 23.15–SA: 10.45
SA/MO/MI: 14.45/16.30/20.30
SO: 11.50^D
FR/SO/DI: 14.45/16.30/20.30
FR/SA: 22.15–SA: 11.50
SA/MO/MI: 13.30/17.45/19.30
SO: 10.45^{Eldf}

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8

pathe.ch

- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
14.00/16.00/20.00
FR/SO/DI: 18.00^D SA/MO/MI: 18.00^{Eldf}
- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
FR/SA: 22.00^D

REX

Steinenvorstadt 29

kitag.com

- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
14.00/17.00–FR-DI: 20.00 MI: 20.45^D
- **MINIONS** [6/4 J]
15.00–FR-DI: 21.00^{Eldf}
- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
18.00^{Eldf}
- **Swisscom Ladies Night: TRAINWRECK - DATING QUEEN**
MI: 20.00^{Eldf}

STADTKINO

Klosterstrasse 5

stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 26. AUGUST 2015**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16

kitag.com

- **AMY - THE GIRL BEHIND THE NAME** [10/8 J]
17.15^{Eld}
- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
20.15^{Eldf}

FRICK

Kaistenbergstr. 5

MONTI

fricks-monti.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 18. AUGUST 2015**

LIESTAL

Kanonengasse 15

ORIS

oris-liestal.ch

- **MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
20.15^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
FR-SO: 16.00^D
- **MINIONS** [6/4 J]
SA/SO: 14.00–MO-MI: 16.00^D
- **PIXELS - 3D** [10/8 J]
FR-SO: 18.00^D
- **PIXELS** [10/8 J]
MO-MI: 18.00^D

SPUTNIK

Poststr. 2

palazzo.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 12. AUGUST 2015**

SISSACH

Felsenstrasse 3a

PALACE

palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



SIE KOMMEN VON DA DRAUSSEN, UM UNS ZU ERKLÄREN, WER WIR SIND.

IN DIESER WOCHE: BISCHOF HUONDER.

LIEBE DEINEN NÄCHSTEN.



ABER SCHWULE SOLLEN MIT DEM TOD BESTRAFT WERDEN.?!?!?



ABER TÖTEN SOLL MAN AUCH NICHT?



DAS VERSTEHT MAN NUR MIT ZIEMLICH VIEL ENTHALTSAMKEIT IM KOPF.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 32;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder

(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentin
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Vor fast 20 Jahren gingen Stiller Has raus aus den Kneipenkellern, rauf in die Charts.

Kultwerk #192

Die Neunziger bescherten Stiller Has einen Mordskater, aber auch das Durchbruch-Album «Moudi».

Whisky statt Whiskas

von Andreas Schneitter

Er war ein anderer Hase, nachdem er auf den Moudi getroffen war. 1995 war ein weissevolles Jahr für Stiller Has. Sie hatten sich mit dem dritten Album «Landjäger» aus den Berner Kellern erhoben, erstmals hinauf in die Charts, in die Feuilletons und dahin, wo es zum Applaus auch noch Preise gibt.

Insbesondere der Salzburger Stier, der österreichische Kleinkunstpreis, muss dem körper- wie wortgewaltigen Endo Anaconda besondere Anerkennung gewesen sein. Geboren als Andreas Flückiger in Burgdorf ist er zwar so bernbieterisch, wie man nur sein kann, grossgezogen wurde er jedoch in Österreich. Nicht erstaunlich, dass man seine Lyrik mit der Sprachpoesie

von Ernst Jandl verglich: Arbeitete Anaconda in seinem Frühwerk mit den Mitteln der Anekdote und der Milieustudie, änderte seine Sprache ab Mitte der Neunziger.

Hineindenken, was man will

«Moudi» (1996) zeigte, wohin die Reise führt: Der Sound, von Anacondas Chefmusiker Balts Nill, hier sekundiert von den Brüdern Frank und Mich Gerber, wurde spröder und knochiger als auf den Vorgängerplatten. Und Anacondas Lyrik bevölkerten jetzt andere, allegorische Gestalten. Allen voran der Titelheld: der «Moudi».

Wie Anaconda sich erfolglos abmüht, seinen «Moudi» aus seinem Leben zu morden, («mitem Mässer, mitem Bieli, mitem

Chare, füre, zrüg, füre, zrüg»), lässt einen anderen Katzenmann aus der Berner Liedgutgeschichte aufleben: Mani Matters «Ferdinand», der für die Kunst sein Leben lassen musste. Aber Anaconda singt hier keine Fabel, in der Mensch und Tier die Rolle tauschen, sondern bekläft, konsequent in der ersten Person, die Folgen des ausschweifenden Alkoholkonsums: Whisky statt Whiskas verlangt dieser Kater.

Ihm gefalle die Figur, sagte Anaconda gegenüber dem Schweizer Radio, weil man in sie hineindenken könne, was man wolle: «Der Moudi ist eine zwiespältige Figur, man will ihn umbringen. Aber manchmal ist eine Flasche Whisky, der Alkohol, auch ein guter Freund. So ist das mit den ganz guten Freunden – man muss aufpassen, denn nicht jede Freundschaft ist harmlos.»

Trügerisches Idyll

Hineindenken, was man denken will – es gilt für die ganze Platte. Kleinräumig ist die Welt, die Anaconda als Bühne dient. Stiller Has frönen nicht der Sehnsucht nach Casablanca oder dem Abflug von Bäummoos, sondern fahren, faul und bequem, einzig «mit em Fülle über ds Liintuch und mit em Finger uf dr Charte rund um d Wält» und richten sich in der vermeintlichen Idylle ein: «Gang doch chli dere schöne grüne Aara naa», ruft der Sänger in den ersten Zeilen, dem Berner Stadfluss nach, wo sich Urlauber, Velöler, Hündeler tummeln – und auch der Gynäkologe und der Gerichtspräsident.

Hier tut sich der Abgrund hinter der Niedlichkeit auf: Die Zeile spielt auf den Berner Gynäkologen Marcel Walther an – ein Duzfreund Alexander Tschäppäts, dem damaligen Gerichtspräsidenten und Nationalrat. In den Neunzigern geriet Walther in die Schlagzeilen, weil er seine Schwägerin ermordet und die Leiche in mehreren Abfallsäcken im Berner Wald deponiert hatte. Nach seiner Verhaftung erhängte er sich im Gefängnis. Das Grauen lauert überall, mag die Aare noch so schön grün fließen.

Die «Aare», der «Moudi», der «Summer» – noch heute besetzen die Stücke jener Platte von 1996 regelmässig die Setliste von Stiller Has. Und dennoch war «Moudi» auch ein Album, das jenseits der grossen Kleinlichkeit des Berner Alltags die beklemmende Leere der Neunziger zu fassen vermochte, als die Welt und mit ihr auch die Schweiz nicht mehr war wie zuvor – Rezession, Neutralitätsende, Bergier-Bericht etc. und als die Schweiz auch noch nicht wusste, wohin sie treiben will. «I zieh hie so mini Bahne / Zwüsche nüt u zwüschem Läbe / U beides geit u-lang, hey / U beides isch e Qual», singt er in «So Long Hasi», das sich als Abschiedslied ausgibt, ohne den Abschied genau benennen zu können. «I chäm so gärrn no einisch zrüg ids Ämmital», dem Ort der Geburt, bekennt er im selben Lied. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Idyll, sie war unstillbar in jenen Tagen.

tageswoche.ch/+5hmz9

×

Live: «Im Fluss», 12. August, 20.30 Uhr.

Unter dem sommerheissen Berlin gibt es zahlreiche dunkle Ecken aus früheren dunklen Zeiten zu entdecken.

Eishauch der Geschichte

von Markus Sutter

Ein mulmiges Gefühl beschleicht uns beim Abstieg durch die engen Treppen. Helmtragen ist Pflicht, ein Abstand von mindestens drei Metern zwischen zwei Personen muss eingehalten werden. Frei tragende Abdeckungen bieten schwindelerregende Blicke in den Abgrund. Wir befinden uns beim Volkspark Humboldthain in Berlin, genau genommen inmitten eines Trümmerberges.

«Blicken Sie einmal auf diese Berlin-Karte aus dem Jahre 1945: Fällt Ihnen etwas auf?» Niemand der knapp zwei Dutzend Besucherinnen und Besucher kann die Frage des Tourenführers beantworten, obwohl sicher die meisten schon Bilder von der zerstörten Hauptstadt nach dem Zweiten Weltkrieg gesehen haben.

«Praktisch alle Häuser rund um uns herum sind intakt geblieben», klärt der Mann auf. Dass die Flugzeuge der Alliierten im Krieg einen weiten Bogen um diese Gegend machten, leuchtet ein: Eines der drei Flakturmpaare, die auf persönlichen Befehl Hitlers um 1940 in Berlin aufgestellt wurden, hatte seinen Standort hier im Volkspark Humboldthain.

Winterquartier für Fledermäuse

Die Festung galt als uneinnehmbar, und sie war es auch. Die Türme dienten nicht nur als Schiessanlage. Unter den meterdicken Stahlbetonplatten fanden auch Tausende von Zivilisten bei Bombenangriffen Schutz. Nach dem Krieg wurden die Flaktürme gesprengt, ein Teil des Schutzraums blieb als Ruine erhalten.

Diese Schrecken der Vergangenheit können heute von jedermann besichtigt werden. Freiwillige der «Berliner Unterwelten e.V.», die Gesellschaft zur Erforschung und Dokumentation unterirdischer Bauten, haben den Trümmerschutt bewegt, eine Touristenattraktion daraus gemacht und den Ort zugleich zu einem bedeutenden Winterquartier für Fledermäuse ausgebaut.

Der Standort Humboldthain ist aber nur einer von zahlreichen Orten im Untergrund Berlins, wo Reste aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zu bestaunen sind. Beispiel Gesundbrunnen: Täglich laufen Tausende von Menschen an einer grünen Tür am dortigen U-Bahnhof vorbei, wohl ohne zu ahnen, dass sich dahinter geschichtsträchtige Räume verbergen. In unterirdischen Schutzräumen suchten Tausende von Menschen auf mehreren Etagen Schutz vor Bomben. Nach dem Krieg hatten die Alliierten auf eine Sprengung der Anlage verzichtet, weil dadurch der U-Bahn-Tunnel gefährdet worden wäre. Man kann nur erahnen, wie eng zusammengepfercht die Menschen hier gehaust haben müssen.

Aber nicht nur der Zweite Weltkrieg hinterliess sehens- und nachdenkswerte Spuren unter der Erde. In einer Tour der Gesellschaft «Unterwelten» wird auch die Geschichte der Mauerdurchbrüche erzählt, auch erfährt man viel Interessantes über erfolgreiche und weniger erfolgreiche unterirdische Fluchtversuche und Geisterbahnhöfe während des SED-Regimes.

Nicht für Kinder unter sieben Jahren

Bei allen Führungen sind gutes Schuhwerk und warme Kleidung kein Nachteil (Temperaturen zu jeder Jahreszeit um die zehn Grad). Der Verein «Unterwelten» möchte für die Führungen eher Erwachsene ansprechen. Von einer Tour mit dem Titel «Mama, was ist ein Bunker?» abgesehen, dürfen Kinder unter sieben Jahren nicht an den Touren teilnehmen. Jugendlichen wird der Besuch erst ab etwa 15 Jahren empfohlen. Aus baulichen Gründen sind die Anlagen zudem nicht barrierefrei zugänglich. Das Fotografieren und Filmen ist nicht gestattet. Eintrittskarten sind nur für den jeweiligen Tour-Tag erhältlich. Es gibt keinen Vorverkauf, auch keine Reservierungs- oder Anmeldemöglichkeit. tageswoche.ch/+2vysp ×

Zum Nachdenken

Besuch im Berliner Unterwelten-Museum. Viele Infos auf vier Etagen.

Zum Schaudern

Die Tour «Atomschutzbereitstellung für den Ernstfall – Was zum Glück nie Realität wurde».

Für den schnellen Hunger

«The Castle Pub».

Das ist die Berliner Gruft, Gruft, Gruft!

FOTO: BERLINER UNTERWELTEN E.V. / HOLGER HAPPEL



Instagram ist etwas für Banausen. Trotzdem müssen sich Profis heute anstrengen, um die besseren Bilder zu machen.

Wie Hashtag und Nacht

von Hans-Jörg Walter

Da wollte ich einen Verriss über das Instagrammen schreiben und habe mich bei der Recherche eines andern besonnen. Es gäbe zwar einiges über den populären Bilderdienst zu schnöden, der Titel hätte in etwa geheissen: «Das Ende der Fotografie oder wie die Mütter das Knipsen kaputt machen». Als Einstieg wählte ich eine Mami aus meinem Bekanntenkreis, die lieber ihr Smartphone statt ihre Kinder streichelt, die ihr Leben permanent fotografiert und auf Instagram publiziert.

Ich hätte meine fotografierenden Berufskollegen beschrieben, die aus Marketinggründen ihre professionellen Bilder zu Quadraten schneiden und mit irgendwelchen anbietenden Hashtags versehen, um potenzielle Kunden zu beeindrucken. Aber eben. Nach einer Weile auf Instagram und Tausenden Metern durchgescrollter Bilder ist alles anders: Die iPhone-Mutter ist passé, zig neue interessante Kanäle sind abonniert, und ich erlebe den Triumph der Fotografie als ein immer wiederkehrendes Phänomen.

Schimpfen nützt nichts

Wenn ich sehe, wie Freunde, die bislang nichts mit Fotografie am Hut hatten, ihre Ausdrucksweise mit Bildern erweitern, erkenne ich, wie sehr die universelle Sprache der Fotografie unsere Kultur bereichert und allen anderen Kommunikationsmitteln überlegen ist.

Zu Beginn der Fotografie orientierte man sich an schon bestehenden Bildern, damals eben an der seit Jahrtausenden existierenden Malerei, danach an den neu erfundenen fotografischen Bildsprachen. Da das Medium zunächst technisch aufwendig und beschwerlich war, wagten nur vermögende Abenteurer das Experimentieren, doch mit der Entwicklung immer einfacherer Kameras und erschwinglicherer Verarbeitungstechniken konnten bald auch grössere Bevölkerungsschichten fotografieren.

Bildaufbau, Lichtführung, Perspektive – Begriffe, die Profis lange Zeit für sich in Anspruch nahmen, sind ins Allgemeinwissen diffundiert. Heute fotografiert der

durchschnittlich begabte Smartphone-Knipser besser als ein Fotografenlehrling vor 20 Jahren.

Das ist natürlich eine Herausforderung für die professionellen Fotografen. Die wettern zwar über die neue Konkurrenz und über die Omnipräsenz der Leserreporter, die ihnen bei ihrer Arbeit ständig vor der teuren Linse stehen und auch ein gutes Bild machen möchten. Doch alles Schimpfen nützt nichts. Profis müssen sich jetzt richtig anstrengen, um bessere Bilder zu machen, sonst ist es bald vorbei mit ihren Privilegien. Meldungen aus jüngster Zeit untermauern diesen Wandel: Die Manager

bekannter Bands verbannen professionelle Fotografen aus ihren Konzerten und vermarkten stattdessen Bilder, die das Publikum mit seinen Telefonkameras von den Musikern schiesst.

Das Argument, dass Profis bessere Bilder machen, zieht heute nicht mehr. Jetzt haben jene Aufnahmen Erfolg, die mit den richtigen Hashtags versehen sind und mehr Likes einheimen. Das Publikum hat gewonnen, die Künstler müssen neue Wege gehen. Gute professionelle Fotografie wird unausweichlich zu einem Nischenprodukt schrumpfen. Klick, Klick.

[tageswoche.ch/+Ou8vq](https://www.tageswoche.ch/+Ou8vq)

×



Das erste Bild auf Instagram zeigt, was kommt: eigene Körperteile und Haustiere.

SICHERE DIR DEINEN STUHL!
WHITEDINNERBASEL.CH



White Dinner Basel

Das magische Picknick in Weiss – mit Livemusik und Tanz
Gemeinsam erleben, mit Freunden staunen und Basel genießen
Freitag, 11. September 2015 | 19 Uhr

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

SCHREIBTISCH

Wegen Umzug zu verkaufen: Schreibtisch aus Glas 60 x 90 cm, mit Auszugplatte und Druckertablar, Fr. 50.–.

SCHWEIZERDEUTSCH-KURS VIA SKYPE

Lernen Sie Schweizerdeutsch in alltäglichen Situationen verstehen und sprechen!
Sie brauchen eine gute Internetverbindung, ein Mikrofon und evtl. eine Kamera und schon können Sie mit uns abmachen. Die Schweizerdeutsch-Lektionen sind individuell auf Sie abgestimmt und Sie lernen in ihrem Tempo: Hörverstehen, mündliche Kommunikation und Aussprache, schweizerdeutscher Wortschatz.

ALTE UMHÄNGETASCHE RETRO «HOTELPLAN»

Die gut erhaltene Umhängetasche mit den Massen 34 cm hoch, 26 cm breit und 10 cm tief hat die Farben rot/schwarz kariert, wobei die Hintergrundfarbe rot ist, mit weissem Schriftzug «Hotelplan». Fr. 25.–.

KORBSTUBENWAGEN IM SHABBY-CHIC-STIL

Der Korbstubenwagen aus dem Jahr 1960 hat einen geflochtenen Korb mit Holzrädli, alles in weisser Farbe. Die Masse sind 50 cm breit, 70 cm hoch und 1 m lang, Fr. 30.–.

CLUBTISCHE AUS DEM KULT.KINO

Exklusiver Verkauf unserer legendären, selbstgemachten Clubtische aus dem ehemaligen kult.kino atelier. Jeder Tisch ein Unikat! Preis pro Stk. Fr. 100.–. «S het, solangs het.»

JOBS in Zusammenarbeit mit [jacando.com](https://www.jacando.com)

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

TECHNISCHER KAUFMANN, PRODUCTMANAGER VERBRAUCHSMATERIAL, ASSISTENZ DER GESCHÄFTSLEITUNG

HUBERLAB. ist eines der führenden Schweizer Laborfachhandelsunternehmen mit Fokus im Bereich Life Sciences, Laboreinrichtungen und Spitalbedarf. Das inhabergeführte Familienunternehmen ist seit Jahrzehnten wirtschaftlich erfolgreich und unabhängig. Die vielseitige und spannende Drehscheibenfunktion bedingt mehrjährige Erfahrung im Labor oder einer ähnlichen technischen Branche und umfasst folgende Tätigkeiten: telefonische Kundenbetreuung; Beratung der Kunden in kaufmännischer und technischer Hinsicht; Offertwesen & Pricing; Datenmanagement; Bearbeitung von Kundenbeanstandungen; Zusammenarbeit mit den verschiedenen Abteilungen.

VERKÄUFER HARTWAREN 100%, W/M, IM RAUM BASEL

Für unseren Partnerkunden suchen wir flexible und engagierte Warenbewirtschafter mit Flair für den Verkauf von Food- und Non-Food-Artikeln in Festanstellung, die sich in einem dynamischen und spannenden Umfeld entwickeln wollen.
Sie übernehmen alle anfallenden Aufgaben von der Entgegennahme der Ware bis zum Verkauf an den Kunden.